Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — **1934**

57. Jahrgang. — Winnipeg, Man., den 25. April 1934. — Nummer 17

Frühlingsahnen.

Nun regen sich
Vom Süden weich und warm,
Weit über Feld die lauen Lüfte;
Es schmelzt der Schnee und Frühlingsdüfte,
Umarmen dich —!

Da öffnet sich
Noch manch' verschloßnes Herz,
Zu neuem Leben, neuem Hoffen;
Des Frühlings Türen stehen offen,
O Mensch, für dich!

Spürst du es nicht
Weit über Berg und Tal?
Ein wundersames tiefes Ahnen
Geht durch die Reih'n der dunklen Tannen
So wonniglich!

Geh nicht vorbei
In dieser Frühlingszeit
An deines Nächsten bittren Klagen —
Reich ihm die Hand und hilf ihm tragen,
Und gern verzeih.

Komm mit hinaus,
Schon brausen über Land
Wie Sturmgebraus die Osterglocken
Und Gläubige dem Herrn frohlocken:
„Es geht nach Haus!"

Es regt sich schon
In Lüften, fühlst du's nicht?
Er kommt, die Seinen zu entrücken,
Mit ewgem Frühling zu beglücken—
Vor Seinem Thron!

P. P. Isaak.

Einige Ratschläge und Belehrungen

für Mitarbeiter im Reiche Gottes ,der Gemeinde Christi

von † Hermann Neufeld †.

16. Beim Reden in einer öffentlichen Versammlung sollte man bestrebt sein, das Wort Gottes, daß als Grundlage zu der Rede gewählt ist und gelesen wird, nicht anwenden und erklären, nicht reden oder verkündigen, was das Wort garnicht enthält oder sagt. Dann sind die Hörer enttäuscht, weil sie doch ein Recht haben zu erwarten, daß zu hören, was das Wort enthält, daß gelesen worden ist; und der Geist beim Redner wie beim Hörer ist getrübt. Auch sollte man in den Versammlungen und sonst nie zu viel von sich selber reden, ob es des Guten oder des Bösen ist, aber viel, sehr viel von dem Herrn, von dem das Wort redet und den man verkündigt. Jesus redete, da Er im Fleisch auf Erden war, viel von Seinem Vater im Himmel, Matth. 18, 19; Joh. 6, 49. Und die Apostel redeten viel von dem Herrn Jesus, Apg. 10, 43; 1. Tim. 1, 15.

Stetes Tropfen höhlt den Stein.

(Hiob 14, 19.)

Der Fluß, Jordan, zwängt sich in reißendem Gefäll, bei dem er sich in 3 Stunden 210 m. senkt, durch ein Basaltgebirge und tritt dann in den See Genezarth. Welch eine Kraft! ein Bach der in 3 Quellflüsse am Hermon entspringt, schafft sich durch das Basaltgebirge einen tiefen Talweg. Flüssiges Element überwindet das feste Gestein und verfolgt sein Ziel. Was unzählbare Tropfen zustande bringen, daß bewirkt in ganz kleinem Maßstabe der einzelne Tropfen; er höhlt den Stein. Die Möglichkeit, daß der Tropfen einen Stein zu höhlen vermag, sagt das erste Wort in der Ueberschrift „Stetes".

Ein steter Tropfen ist dem Umfange nach sehr klein, aber eine immer wieder erneuernde Tätigkeit, obzwar von geringem Gewicht. An und für sich ist der Tropfen eine weiche Flüssigkeitsmenge und unscheinbare Kraft. Der Stein dagegen auf den er tropft sehr hart und zusammenhaltend. Dieser harte und widerstandsfähige Stein, wird von dem weichen Tropfen, dessen Kraft so unscheinbar, gehöhlt und zwar durch stetes Tropfen auf ein und derselben Stelle. Allmählich, vielleicht nach tausend Tropfen, bildet sich an der Oberfläche des Steines eine geringe Vertiefung. Bei unabläßiger Arbeit nimmt diese Vertiefung langsam zu, bis der Stein durchbohrt ist, und ein freier Lauf gewonnen.

Eine klein Kraft — großes schafft! Dieser Vorgang in der Natur diene uns als Sinnbild für unser Tun und Lassen. Unaufhörliche Uebung wird nie ohne Wirkung bleiben, selbst wenn unzählbare Schwierigkeiten und Hindernisse sich entgegenstellen. Der Erfolg ist nicht abhängig von der Kraft und Heftigkeit mit der wir eine Sache angreifen, sondern, daß wir mit Ausdauer und Stetigkeit an die Arbeit gehen.

Es kann ja Ausnahmsweise vorkommen, daß es jemand gelingt, ein Ziel im Sturm zu erreichen. Die Erfahrung lehrt, daß das Gelingen der Arbeit durch überstürzendes Angreifen mehr schadet als nützt. Nicht sprungweise, sondern Schritt für Schritt, ohne Hast, mit Besonnenheit und Klugheit. Beständiges Handeln bewahrt vor ungeduldigem Erwarten, schon nach kurzer Mühe und Zeit den gewünschten Erfolg zu haben. Laßt uns beharren auf dem eingeschlagenen guten Wege und unaufhörlich dem Ziele zu eilen.

Viel begonnen wenig gewonnen. Wer heute dies und morgen das will, kommt nicht vorwärts; er zersplittert seine Kraft und verzagt an allem. **Der menschliche Atem ist zu schwach** im Sturme anzufangen und zu vollenden. Die Füße sind zu kurz, ihre Sprungkraft nicht ausreichend. Darum: Beständigkeit und Ausdauer verleiht dem Geringsten Kraft zur Vollendung.

Beweise dafür finden wir auch im Pflanzenreich. Langsam und beständig treibt das Samenkorn den Sprößling eines Baumes inmitten eines Steinhaufens empor. Zur Sonne ist sein Ziel und es gelingt. Anfangs windet er sich bald da bald dorthin, das Ziel aber bleibt. Gelingt es dem Sprößling sich durch den Steinhaufen zu winden, so kann man mit den Jahren feststellen, daß der Stamm dicker wird und die Steinspalte mittels seiner beständig wachsenden Kraft dehnt. Hätte der Sprößling in einem kühnen Sprunge die Oeffnung zu gewinnen versucht, so wäre er sicherlich nie zu seinem Ziele gelangt.

Selbst die Geschichte bietet uns zahlreiche Beispiele. Die Pyramiden in Aegypten zeigen die Kraft der Beständigkeit. Es waren gewaltige Bauten. Ferner die Erfindungen und Bestrebungen der beharrlichen Forscher. z. B. Livingstone. Jakob, der Erzvater Israels, ruft aus: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Dabei blieb er und erlangte einen doppelten Segen. Der Apostel Paulus bezeugt: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten." Ja von alters her wurde die Beständigkeit eines Mannes hoch in Ehren gehalten.

„Uebung macht den Meister." Auch ist das Sprüchwort: „Wiederholte Streiche fällen die Eiche," dem ersten ähnlich. Kämpfe, ringe u. vollbringe was du hast zu tun; wirst du's lassen muß erblassen, das, was du gedacht zu tun.

Lasset uns den Spruch: Stetes Tropfen höhlt den Stein, und das was er uns sagen will, recht erwägen, damit er uns ansporne ausdauernd **ein gutes** Ziel zu erstreben.

Anschliessend: Also soll das Wort, **so aus meinem Munde geht, auch** sein, Es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende Jes. 55, 11; Das Wort Gottes ist wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer der Felsen zerschmeißt."

Könnte dieses Wort in uns zu einem steten Tropfen werden! **Täglich einen Vers der Heiligen Schrift** durch Gottes Beistand und unter Gebet zu lernen würde uns diesem Wunsche näher bringen. Gottes Segen würde nicht ausbleiben, sein Wort würde uns aufgetan und ein Hunger und Durst nach dem Heiligen Bibelwort würde geweckt werden. Täglich einen Vers zu lernen erfordert viel Gnade von Gott. Fange mit Jesu an und es wird gelingen. Psl. 119, 92—106.

Laß den Spruch in deinem Innern wiederhallen bis er sich an deinem Herrn offenbart. Ebr. 4, 12. Hindernisse müssen überwunden werden durch Gottes Kraft, selbst Mutlosigkeit und Feigheit. Mark. 8, 38; Röm. 1, 16.

Selbst für jeden Mitschüler einer Bibelschule wäre dieses Studium nur zum Guten, und eine Erleichterung für das fernere Studium. Wer ist bereit diesen Schritt zur Förderung seiner selbst und des Evangeliums zu tun?"

Dein ger. Mitschüler im Herrn.

Tischlieder.

— 9 —

Mel.: Was mich in dieser Welt...

Durch Deine Gnade haben wir
Auch heute unser Brot.
Wir nehmen's hin und danken Dir,
Du lieber treuer Gott.

So schenkst Du jedem, was er braucht.
Zum Leibesunterhalt.
Und wer Dich nur im Bitten sucht,
Hat auch die Hilfe bald.

So komm hernieder, stärke uns;
Im Glauben fest zu steh'n,
Damit wir stets in Dankbarkeit,
Durch dieses Leben geh'n!

A. G. S.

Wieviel ist's auf der Weltenuhr?

1. Antwort der Bibel.

Ev. Joh. 14, 3; Apg. 1, 10—11; 1. Thess. 4, 15—18; Matth; 24, 3; 16, 2—3; Mark. 13, 8; Offb. 6, 1—8; 2. Tim. 3, 1—5; Matth. 24, 12—24; 24, 34; Luk. 21, 24; Hesekiel 36, 16—24; 1. Joh. 2, 18—19; 1. Tim. 4, 1—2; 2. Thess. 2, 1—12; Dan. 7, 24—27; Offb. 13, 5—9; Jud. 1, 14—18; 2. Petr. 3, 1—17; Jak. 5, 1—11; Phil. 3, 20—21; 1. Kor. 15, 51—53; Ebr. 10, 37; 1. Petr. 4, 7—10; Röm. 8, 18—23; Jes. 11, 6—8; Offb. 3, 11; 22, 12; Matth. 24, 36—44; Ebr. 9, 27—28; Matth. 25, 1—13; Luk. 21, 28—36; **Ev. Joh. 16, 22.**

II. **Antwort der Natur.**

(Erdbeben und andere Naturkatastrophen in unserem Jahrhundert.)

1. Im Jahre 1902 zerstörte ein Erdbeben auf dem Kaukasus die Stadt Schemachn, wobei 2000 Menschen getötet wurden.

2. In demselben Jahre wurde durch einen Ausbruch des Vulkans Mont-Pelie auf der Insel Martinick die Stadt Saint Piere zerstört, deren Bewohner einige Wochen vorher, am Charfreitag, spottweise ein Schwein gekreuzigt hatten und zu dem Tage der Katastrophe eine zweite große Lästerung vorbereiteten. Infolge des vom Berge wehenden Glutwindes verbrannten in wenigen Minuten die ganze Stadt samt allen 40.000 Einwohnern und sogar alle Schiffe im Hafen.

Im Jahre 1906 zerstörte ein Erdbeben in Nord-Amerika d. große und sehr reiche aber auch sehr lasterhafte Stadt San Franzisko, und ein zweites in Süd-Amerika teilweise die Städte Sant Japo und Walgaraifa, Tausende tot.

4. Im Jahre 1907 war in Buchara (Zentral-Asien) ein schreckliches Erdbeben, daß viele Dörfer zerstörte und 15,000 Personen tötete.

5. Ende des Jahres 1908 zerstörte im südlichen Italien ein Erd- und Seebeben von nie dagewesenem Umfange, Städte (besonders litt die Stadt Messina) und Dörfer, wobei mehr als 250,000 Personen getötet wurden. Späteren Zeitungsnachrichten zufolge waren die Bewohner jener Gegend ganz schrecklich verkommen auch sehr gottlos und ungläubig gewesen. (Nicht einmal das schreckliche Erdbeben hatte sie gebessert). So machten sich z. B. die Bauern aus der Umgegend der zerstörten Städte mit Fuhrwerken auf, kamen in die Städte und raubten dort. Und von dem Unglauben der Bevölkerung zeugt folgende Tatsache: In der Messinaschen Zeitung H. Telesono war gerade zu Weihnachten ein Spottgedicht auf Christus abgedruckt unter der Ueberschrift, Gebet zum Jesuskind. Am Schluße desselben wurde Christus, wenn er wirklich existiere und kein bloßes Märchen sei, herausgefordert, sie alle durch ein Erdbeben zu vertilgen. Nach 3 Tagen (28. Dezember) kams auch (Gal. 6, 7).

6. Im Jahre 1909 kamen in der persischen Provinz Buriftan bei einem Erdbeben 6000 Menschen ums Leben.

7. Ende des Jahres 1910 war in dem russischen Gebiet Semiretschensk (Turkestan) ein schreckliches Erdbeben, daß viele Opfer forderte.

8. Aber schrecklicher und auch an Menschenleben verlustreicher als alle früheren war das Erd- und Seebeben in Japan anno 1923. Hunderttausende tot und infolge der großen materiellen Verluste unterblieb der von Japan schon vorbereitete Krieg gegen die Ver. Staaten, wegen der Philippinen.

9. Im Jahre 1924 zerstörten in Armenien in der Umgegend von Erserum, mehrere Erdbeben Hunderte Dörfer.

10. Im Jahre 1925 war ein starkes Erdbeben im westlichen Japan. Mehrere Städte wurden zerstört und viel Volk kam um.

11. Im Jahre 1926, Zerstörung der Stadt Alexanderpol und 48 Dörfer in Russisch-Armenien. Außerdem waren in diesem Jahre in verschiedenen Ländern so viele Stürme, Ziklonen, Ueberschwemmungen und andere Katastrophen, daß man dieses Jahr das Katastrophenjahr genannt hat.

12. Und doch war das Jahr 1927 noch viel reicher daran, die französische Zeitung „Erielson" veröffentlichte nur aus einem dem 1. Halbjahr folgende traurige Zitaten: 21 Erdbeben, 6 Vulkanausbrüche, 38 Ziklone, 37 Ueberschwemmungen, 25 Gewitterkatastrophen, 9 verheerende Schneestürme. Die Folgen davon waren: Viele Tausende Tote (Menschen und Vieh), Zehntausende zerstörte Wohnungen und Milliarden an Sachschaden. Im Juli wieder Erdbeben in Persien und Palästina und wieder zerstörte Städte und 1000 Tote. Auch Rußland hatte in diesem Jahre 2 starke Erdbeben in Turkestan und in der Krim. Letzteres, daß sich im Laufe mehrerer Monate oft wiederholte war am Südufer der Krim, die ersten 3 Tage von starken Stürmen und Regengüssen begleitet.

13. Im Jahre 1928 ein schreckliches Erdbeben in Bulgarien, bei Philippozon und durch ganz Süd-Rußland brausten furchtbare, die Saaten und Häuser verheerende Frühlingsstürme. Später noch stärkere auf der Nordsee und an der holländischen Küste.

14. Im Jahre 1931 wieder ein starkes Erdbeben in Russisch-Armenien, zerstört wurde eine Stadt und 51 Dörfer. Hunderte Menschen und Tausende Stück Vieh tot.

— Dabei sind die angeführten Katastrophen nur die Hauptsächlichsten aus dieser Periode und selbst diese bei weitem nicht alle. Sie steigen sich von Jahr zu Jahr nach Zahl und Umfang in geradezu schreckenerregender Weise; aber gerade dadurch werden sie zu Kriegen, Aufständen, Hungersnöten, Epidemien und anderen ungewöhnlichen Geschehnissen unserer Tage. „Sie, er kommt!"

(Eingesandt von P. Bärg.)

Aus dem Reiche der Töne.

Wenn man den Bericht der 31. Allgemeinen Konferenz der Mennoniten in Kanada zur Hand nimmt und durchblättert, dann stößt man Seite 9 auf die Frage: „Was könnten wir tun zur Pflege des Chorals?" Ob diese Konferenz irgend welche Anregungen diesbezüglich gegeben, Aufforderungen gemacht oder eine Entschließung getroffen hat, darüber schweigt der erwähnte Konferenzbericht.

Etwa sechs Monate später tagte in Winnipeg die Prediger-Konferenz (es waren sieben Gemeinden vertreten) und konstatierte, daß wir Mennoniten in Gefahr stehen, unseren deutschen Choral zu verlieren und die Schönheit und Harmonie des vierstimmigen Gemeindegesanges einzubüßen. Um diesem Uebel entgegen zu arbeiten, wurde eine Resolution angenommen, die eine Zusammenkunft mennonitischer Vorsänger und Chorleiter vorsieht.

Diese Zusammenkunft fand in Winnipeg am 17. Februar l. J. statt, und man stand unmittelbar vor der Frage: **„Was können wir tun, um unsern Choralgesang zu voller Kraft und Wirkung zu verhelfen?"** Man einigte sich darauf, daß der vierstimmige Gesang und die damit verbundenen technischen Uebungen den örtlichen Chören obliegen und diese als Stütze des Gemeindegesanges dienen müßten.

Als weiterer Faktor in der Förderung des Gemeindegesanges wurde die Einführung von regelmäßigen, wöchentlich wiederkehrenden Gemeindesingstunden angesehen und deren wesentlicher Nutzen erkannt. Der Zweck solcher Gemeindesingstunden besteht in der Einführung und Vertiefung in das Lied, in der Erbauung am Liede, in der Zurückeroberung vergessener, Festigung bekannter und Erlernung unbekannter Choräle und Lieder. Sole Singstunden zur Hebung und Belebung des Gemeindegesanges würden zweifellos mit bestem Erfolgen gekrönt werden, wenn alle Gemeinden und Gruppen sie ins Leben riefen, ihnen die erforderliche Zeit widmeten und sie mit allem Ernste als Erbauungsstunden am Liede betrieben.

Weiter stellte man fest, daß die Ursache der Vernachlässigung und Verstümmelung des Gemeindegesanges nicht so in der Gemeinde (die von jeher immer sangeslustig gewesen ist), als im Fehlen von entsprechenden einheitlichen Büchern zu suchen sei. Somit herrschte über die Notwendigkeit eines **einheitlichen Melodienbuches** kein Zweifel mehr, und es wurde die Herausgabe eines Einheitschoralbuches beschlossen, das Melodien mit 1, 2 und 3 Strophen unterlegten Texten enthalten sollte.

Als Prediger Js. Ediger hierauf die Frage aufwarf, ob das zu erscheinende Choralbuch in Ziffern- oder Notenschrift herausgegeben werden sollte, wurde darauf hingewiesen, daß es in beiden Tonschriften erscheinen müßte. Weil aber die meisten eingewanderten Mennoniten (rund 20 000 Seelen) und auch etliche einheimische Gemeinden das Ziffernsystem beibehalten, so entschloß man sich **einstimmig für die Ausgabe in vierstimmigen Ziffernsatz.**

Hierauf wurde eine aus fünf Personen bestehende Kommission ernannt, der man die Zusammenstellung des in Aussicht genommenen Einheitschoralbuches anvertraute. Das Ergebnis der Arbeit dieser Kommission sollte dann der nächsten Zusammenkunft der Vorsänger und Chorleiter zur Beurteilung und eventuellen Annahme vorgelegt werden.

Eine Zurechtstellung.

Schon vor geraumer Zeit erschien in der „Post" und „Rundschau" aus der Kol. Menno ein Artikel mit der Unterschrift „Ein Leser". Manches in ihm entsprach der Wahrheit und muß von uns dankend anerkannt werden, wie auch z. B. der Teil, wo von der Pionierarbeit der heutigen Bürger der Kol. Menno die Rede ist. Man muß, wenn man sachlich die Anfangsschwierigkeiten unseren tapferen Mennonitenbrüder in Saskatchewan und die noch gewiß viel größeren in dem wilden Chaco in Betracht zieht, aufrichtig staunen über den Mut und die Ausdauer und Zähigkeit, die an den Tag gelegt wurden. Es muß auch unsere Brüder schmerzen, wie es auch aus dem Artikel klar herausleuchtet, wenn statt Dank und Anerkennung Undank und Verkennung zutage treten, wie es leider unter uns Rußländern mitunter vorgekommen ist. Es müßte in dieser Beziehung gewiß anders werden. Was die hohen Leistungen der Siedler von Menno betrifft, die hier die Bahnbrecher gewesen sind, so gibt das viele Kapitel für sich, die später einmal berührt werden sollen und unter unserm Volke gewiß ein reges Interesse hervorrufen werden.

Was uns zu den heutigen Zeilen veranlaßt, ist der Teil in dem angeführten Artikel, in dem unser lieber Vertreter G. G. Hiebert vom Schreiber hart angegriffen wird, als sei er der Störenfried zwischen unsern beiden Schwesterkolonien gewesen. So wollen wir es aber denn doch nicht aufgefaßt haben. Wenn man Mr. Hiebert auch nicht immer verstanden hat, so mußte er z. B. auch gegen die Vorgesetzten der Corporation Paraguay so auftreten, weil diese Herren durchaus nicht immer unser Bestes suchten, sondern gerade das Gegenteil. Als ein Abgeordneter des Mennoniten-Zentral-Komitees und als unser Vertreter hatte er Pflichten, sowohl dem Komitee als auch den Siedlern gegenüber. Hätte er nicht so dagestanden, so wäre ja auch das M. C. C. berechtigt gewesen, mit ihm unzufrieden zu sein. Und wenn deshalb selbst nicht alle Bürger von Fernheim Mr. Hiebert damals in seinem Vorgehen Recht geben wollten, so denkt heute die Gesamtheit anders und ist ihm dankbar für seine Mühe und Aufopferung. Energische Männer waren wohl selten im Moment ihrer Härte besonders beliebt, aber man hat ihre Leistungen später noch anerkannt und hochgeschätzt. (Man denke an Johann Cornies). Wir glauben auch, daß G. G. Hiebert in der Kolonie Menno gute Freunde hatte und noch hat.

Was weiter die Behauptung betrifft, als wäre er schuld, daß in unserer Kol. das so wichtige Baumwollproblem so lange im Argen lag, so beruht dieses wohl teilweise auf Mißverständnis. Wohl riet uns Mr. Hiebert, uns in der Anfangszeit nicht ausschließlich auf Baumwollkultur zu stützen, da einmal das M.C.C. bald mit der Produktenunterstützung aufhören würde, wo wir dann in ernste Nahrungsschwierigkeiten kommen könnten und da auch zweitens der Baumwollpreis sehr niedrig stände. Auf einer unserer letzten Bezirksversammlungen mit ihm aber gab er, als man ihn um Rat in Sachen der Baumwolle fragte, folgenden Vorschlag: „Ich, an eurer Stelle würde immer **etwas** Baumwolle pflanzen neben anderen Gewächsen. Die Baumwolle hat noch den Vorzug, daß sie lange Zeit in Säcken liegen kann, ohne beschädigt zu werden, bis man

einen günstigen Preis dafür nehmen kann. Wenn heute noch in U.S.A. die Aussaat der Baumwolle verringert wird, weil der Anbau dort viel teurer kommt, als hier, so kann der Preis auf dem Weltmarkt ansteigen und ihr seid dann geholfen", soweit Hiebert. Und wenn wir damals durch Warten mit dem Verkauf unserer wenigen Baumwolle Verlust hatten, ja, wer hat das nicht schon im Leben einmal erfahren? Dieses könnte ja auch nur dann vermieden werden, wenn wir allwissend wären, nicht wahr? Hier können wir aber wirklich nicht Mr. Hiebert beschuldigen, denn der hätte gerne gesehen, wenn wir einen möglichst hohen Preis für unsere Erzeugnisse bekommen hätten.

Diese Zeilen sollten aber nicht so aufgefaßt werden, als wollten wir das Band zwischen unsern Kolonien lockern, nein, es müßte viel enger geknüpft werden. Unserm früheren Vertreter, Br. G. G. Hiebert, aber rufen wir auch mit diesen Zeilen einen Gruß der Liebe und ein nochmaliges „Vergelt's Gott!" zu für seine Arbeit unter uns, die gewiß nicht leicht war.

Obiges bestätigen:
Oberschulze d. Kol. Fernheim,
J. Siemens.
Kooperativverwaltung,
Leiter: D. Löwen.
Buchführer: L. Funk.
Schriftleiter des „Menno-Blatt",
N. Siemens.
Kol. Fernheim, März 1934.

Eine Zurechtstellung.

Als in der Rundschau vom 25. Okt. 1933, Nr. 43 eine Erwiderung auf den Artikel von K. Neufeld erschien, mit der Unterschrift „Ein Leser" der Kolonie Menno, hat wohl mancher, wenn nicht alle, der Ansiedler von Fernheim es bedauert, daß man sich in dieser Weise über Bruder G. G. Hiebert äußerte. Bestimmt ist der Schreiber des Artikels nicht ganz im Bilde über alle dem, was Br. Hiebert geschafft hat. Und dann in einem so verbreiteten Blatte wie es die Rundschau ist zu schreiben: „G. G. Hiebert hat viel mehr Unheil, Zwietracht, Streit und Zank angestiftet, als daß er mag Gutes getan haben" ist doch nicht so einfach. Man müßte doch auch schlagende Beweise haben, und die würde der Schreiber wohl nicht aufbringen können. Wir die wir vom ersten Tage an mit ihm zusammen waren, können das nie und nimmer zugeben und zulassen, daß dieses ihm „angehängte" auf ihm bleibt, denn es entspricht einfach nicht der Wahrheit. Im Gegenteil, Br. Hiebert hat unsere Leute — ich meine immer damit die Rußländer — ernstlich zurechtgestellt, wenn sich jemand abfällig über die Bürger der Kolonie Menno äußerte. Ich werde ein Beispiel von mir selber nehmen. Es klang uns allen anfänglich fremd, wenn wir hörten, daß die Leute von Menno sich über einen Fall, wo sie irgend welches Unglück gehabt hatten, sagten: „wie haudi trubbel, daut baulad" so ungefähr, wogegen wir andere Worte gebrauchten. Genug, auch ich brauchte dann bei einer Gelegenheit, wo wir nicht Glück hatten beim Fahren, und er zugegen war, diesen Ausdruck, aber im Ernst, nicht zum Spott, er jedoch wieß mich gleich darauf hin, es lieber nicht zu tun, denn jene Leute können doch denken, ich spotte über ihre Eigenart. Er hat aber auch sehr ernstlich zu einigen Bürgern der Kolonie Menno sich ausgesprochen in Angelegenheiten der Kolonie Fernheim. Es mag sein, daß man dieses meint, wenn der Schreiber da sagt von dem Unheil usw. Er hat aber auch im nötigen Falle auch zu den Flüchtlingen so gesprochen, daß man ihn nicht sogleich verstehen konnte, nachher aber doch überzeugt wurde, daß er es durchaus gut meinte, der Sache halber aber nicht anders handeln durfte. Man stelle sich einmal etwas in seine Lage hinein, eine Ansiedlung von 14 Dörfern zu leiten, die vollkommen verpflegt mußten werden, da soll nun der Mensch — wer er auch immer ist d. Ruhe wahren. Ob's dem Schreiber gelungen wäre? —

Dann kommt weiter, daß Br. Hiebert gesagt habe, wir sollten nicht Baumwolle pflanzen. Ja wohl er hat sich so ähnlich geäußert, aber doch nie in dem Sinne, daß wir niemals sollten Baumwolle pflanzen. Ich will es erklären, aus welchen Gründen er sich dahin äußerte.

Als wir im ersten Aussaatjahre anfingen zu pflügen, da hatten viele Bauern keine Ochsen und die Meisten nur sehr schwache. Man hätte sollen hier sein, um zu sehen, wie wir „ackerten", es war traurig anzusehen. Selbstverständlich konnten wir auch nur ein ganz kleines Quantum Land pflügen, aber schon von Deutschland an darauf eingestellt wurden, möglichst viel Baumwolle zu pflanzen, denn damit sollten und könnten wir nur die Schulden am ersten entrichten, so strebte ein jeder alles an, um so viel wie möglich zu pflanzen, hätten wir starkes Zugvieh gehabt, dann hätten wir es so gemacht wie heute, wo wir viel können pflanzen von allen Kulturen. Also, das kleine gepflügte Quantum Land war fast ausschließlich mit Baumwolle bepflanzt. Der Handel jedoch war äußerst flau oder richtiger überhaupt nicht da. Unsere Baumwolle blieb ganz liegen für ein Jahr. Nun hatten wir keine Einnahme für die Baumwolle, aber auch fast keine andere Kultur. Es war klar zu sehen, daß wir nicht einmal für unsere wenigen Hühner ausreichten, geschweige denn für einige Schweinchen, von welchen sich manch einer hätte anschaffen können. Folgedessen mußten wir wieder mit allem auf ein Jahr versorgt werden. War das leicht für den, der dafür aufkommen sollte? — Nun kam das zweite Aussaatjahr. Der Baumwollenhandel wieder ungeregelt, niedrige Preise usw. Darauf hin riet uns Br. Hiebert, für die Gegenwart doch solche Kulturen zu pflanzen, die uns und dem Vieh direkte Lebensmittel gaben. War das ganz falsch? Ich will aber auch noch seine Worte wiedergeben, wie er für die Zukunft dachte. Bei einer Gelegenheit sagte er folgendes: „In U.S.A. wird es sich mit der Zeit nicht lohnen, Baumwolle zu pflanzen denn der Selbstkostenpreis wird höher sein als der Marktpreis. Hier im Chaco wird man billiger arbeiten (Indianer), so daß ihr immer werdet konkurieren können. Zu dem kann sich der Preis etwas heben, wegen Mangel an Baumwolle, da U.S.A. weniger liefern wird, so daß ich immer würde Baumwolle pflanzen, aber ich würde mich doch nicht wollen nur auf eine Kultur einstellen." Dieses waren so seine Worte. Wovon zeugen sie? Wir verstehen es nicht, warum man durchaus ihm so was in den Schuh schieben will, was ihn garnicht trifft. Ach, wenn wir doch einmal wollten aufhören, uns gegenseitig zu blamieren. Es wäre durchaus nicht notwendig gewesen, von dem zerrissenen Strohut zu schreiben vom Fernheimer, dann wäre wahrscheinlich auch dieser Artikel nicht gekommen von Kolonia Menno. Wollen doch lieber suchen, den Faden der Freundschaft weiter zu spinnen. Wir haben wirklich keine Ursache, uns über die Kolonie Menno abfällig zu äußern, denn sie hat ebenso tüchtige, einsichtsvolle Männer, wie sie auch in jeder anderen Gemeinschaft zu finden sind. Weiter sollten wir es in dieser so wichtigen Zeit nicht vergessen, daß uns zwei Bände stark verbinden, Deutschtum und Mennonitentum. Mein Vorschlag würde sein: Uns über all dem „Gewesenen" die Bruderhand zu reichen! Wer will es?

Aus aufrichtigem Herzen,
H. B. Friesen.

Reisebericht.

Der Dezembermonat in diesem Winter war für uns, die hier für ihre Existenz zu sorgen haben, von großer Bedeutung; denn derselbe zeichnete sich dadurch aus, daß er alle Wintermonate seit vielen Jahren, wie alte Pioniere behaupten, an Kälte übertraf. Das Quecksilber auf dem Thermomter (Fahrenheit) bewegte sich stetswährend zwischen 30 und 65, mitunter sank es auch 70. — Es ist ja kalt, wenn es bis auf 40 sinkt, aber man fühlt wohl; denn dann scheint die Luft so rein und klar zu sein. Bewegt sich das Quecksilber aber zwischen 45 und 70, dann wird die Atmosphäre trübe und schaurig. Dann fühlen wir, daß unsere Natur nicht stark genug ist, solcher grausigen Kälte Trotz zu bieten, und von Zeit zu Zeit regt sich dann so ein leises Bangen in unserem Innern. Doch wenn dann solche unerträgliche Tage wieder vorbei sind, dann vergißt man was dahinten, und alles scheint wieder zu erwachen, und neuen Mut zu fasse.

Schon in den ersten Tagen des Januarmonats gab es eine Wendung und so haben wir denn bis auf heute ganze Reihen von schönen Tagen zu verzeichnen. Das gab bei manchen Mut Besuchsreisen per Schlitten zu unternehmen. Da ich mit meiner l. Frau schon oft darüber diskutiert hatte, wie wir wohl mal den Arzt in Sexsmith oder Grand-Prairie, im Interesse der Gesundheit meiner Frau, erreichen könnten, entschlossen wir uns auch diese Tage dazu auszunützen. Diese Reise sollte uns dann aber auch die Möglichkeit bieten, unsere Freunde auf den Siedlungen weiter westlich, bei La Glace, Wembly und von dort östlich, bei Clairmont, zu besuchen. Von gewissen Pfadfindern gut informiert, machten wir uns eines schönen Tages frühe auf den Weg. Nach 10 Meilen langen Weg kamen wir beim großen Walde an, wo wir uns nun durchschlängeln sollten. Da ich merkte, daß dieses kein richtig ausgeschlagener, sondern nur von verwegenen Jägern durchgefundener und mit Stumpen und Baumstämmen verknüpfter Weg sei, musterte ich noch einmal das Geschirr, die Pferdchen und am meisten den Schlitten. Wohl schauderte uns einwenig bei der engen Einfahrt in den wilden Wald aber auf den Aussagen und Erklärungen der Wegweiser bauend, waren wir sicher, daß dieser Weg zum Ziele führe. Je weiter wir kamen, desto wilder wurde d. sich durch's Dickicht von Fichtenbäumen windender und von steilen Abhängen entgegengähnender Pfad. Bei drei Stunden wohl hatten wir gefahren, als wir plötzlich vor uns ein Jägerzelt auftauchen sahen. Hier hatten wir Gelegenheit uns an einem kleinen, aber doch warmen Ofen zu wärmen und zu erquicken. Wohl waren die Jäger im gegebenen Falle auf Beute ausgegangen, und doch fühlten wir, daß kein Verbot für Reisende vorläge, sich in dem Zelte zu wärmen. Nach dieser Erfrischung machten wir uns weiter auf den Weg. So eng, so rauh wie er auf der zurückgelegten Strecke war, so war er auch hier, aber es war immer nur ein Weg, der uns zum Ziele führen sollte. Kein Kreuz-, kein Nebenweg hatte uns bis dahin das Reisen unsicher gemacht. Doch da wir 2½ Stunden auf der Strecke von dem Zelte gefahren und uns nahe am Ziele, an der Lichtung des Waldes glaubten, kam es, was wir befürchtet hatten — wir sahen 2 Wege vor uns. Welchen Weg nun wählen, fragten wir uns? War es doch möglich, daß einer von diesen uns wieder ins Dickicht anstatt aus demselben führen können. Wie ich nun ratlos vor meinem Gespann stand, wurde ich zufällig auf einen knorrigen Ast, an dem etwas querüber befestigt war, aufmerksam. Ich ging zu der Stelle und fand, daß auf dem Quergehölz so etwas wie eine Hand mit einem ausgestreckten Zeigefinger nach unserem Bestimmungsorte zeigte. Nun schlugen wir froh und unverdrossen diesen Weg ein, auf welchem wir auch bald in der Ferne die Lichtung des Waldes erblickten und erreichen konnten. Wir waren also durchgekommen und fühlten uns dankbar. Und nun l. Leser, ist nicht der Weg, der zum Leben einführt, auch so schmal und oft so rauh und dunkel? Doch er führt sicher und wir dürfen nicht irren, zumal da es der einzige ist, der zu unserem erwünschten Ziele führt. Sollte uns aber auf unserer Wanderung ein Nebenweg, etwa durch eine Irrlehre, begegnen, dann laßt uns stille stehen und auf einen Fingerzeig von Dem, der uns hieß den schmalen Steg betreten, warten. Er wird uns nicht irre gehen lassen.

Nun waren wir wohl aus dem Walde und obzwar sich etliche Blockhäuser hie und da zeigten, so war doch

die Straße auf der wir wanderten, ziemlich öde und oft von Waldungen versperrt. Es fing nun aber auch an dunkel zu werden, und die Nachtluft schwer auf uns einzuwirken. Das veranlaßte uns dringend auszuschauen, ob nicht irgendwo ein Lichtlein für uns glimme. Doch zu unserem Schrecken ließ sich ein solches nicht erblicken. Immer dunkler und unheimlicher schien uns der unter bewölktem Himmel, kaum sichtbare Weg, zu werden. Die Glieder fingen an zu erstarren, und der Mut zu sinken. Nun blieb uns nur noch eins übrig und das war nach oben zu appelieren. „Ich will euch nicht verlassen noch versäumen.“ So hat Er, der unser Beschützer ist, doch gesagt. Ringsum war alles in Dunkel gehüllt. Eine ernste Stille umgab uns. Doch da — ein Lichtlein, aber auch nur eins ließ sich durch die Zweige der Immergrün erblicken. Dieses ja nicht aus dem Auge lassend, suchten wir unter größter Anstrengung die Einfahrt zu diesem erbetenen Lichtlein. Es gelang, es war das Licht eines einsamen Blockhäuschens. An dem Fenster desselben vorbeikommend gewahrten wir, daß ein Einsiedler hier residiere. Als ich diesem nun meine Lage schilderte und um Nachtherberge bat, erklärte er sich dahin, und zwar in einer sehr groben Weise, daß er dieses ganz entschieden ablehne und wir nur vorwärts unsere Straße ziehen sollten. Er sei müde von all den Nachtbleibern, meinte er und wies uns ganz im Ernst die Pforte. All meine englische Redekunst half mir nichts, aber wie ich stille, so stille wurde und einen Seufzer nach oben schickte, wurde auch unser l. Mann stille. Er kennt die Herzen und auch das Herz dieses Mannes. Wir durften nun bei diesem Manne über-Nach bleiben. Er war müde geworden vom Gutes tun. „Lasset uns aber Gutes tun und nicht müde werden,“ liebe Leser. Die Notwendigkeit des Gutestun empfindet man erst dann sorecht, wenn man selbst in Not ist. Am anderen Morgen verabschiedeten wir uns von unserem neuen, unvergeßlichen Freunde und Wohltäter und zogen unsere Straße fröhlich. Mit Sonnenuntergang des zweiten Tages erreichten wir die Farm der Geschwister A. Janzen auf La Glace. Auf meine Frage: Wohnen hier deutsche Menschen? wurde uns nun geantwortet: Ja, ja, hier wohnen deutsche Menschen und wir bitten auszusteigen. Am Abende desselben Tages trafen noch etliche Brüder aus der Nachbarschaft ein und wir durften uns des Widersehens erfreuen. Des anderen Tages, Sonntags, durften wir einem Jugendverein, südlich von La Glace, auf der Ranch, beiwohnen. Das Thema dieses Festes war: „Lasset uns aber Gutes tun und nicht müde werden.“ Durch Gesang, Themen, Deklamationen und kurzen Ansprachen wurde dieses nette Thema von verschiedenen Seiten beleuchtet. Welch einen Schatz haben wir doch an Gottes Wort! Von der M. B.-Gemeinde beauftragt, waren die Prediger Brüder, A. Janz und N. Siebert weiter westlich gefahren, um den mehr zerstreutwohnenden Mennoniten mit dem Worte zu dienen. Die Bibelschule, die in diesem Winter auf La Glace gegründet, funktioniert im Segen unter der Leitung des Lehrers Harder. Eine Erweckung unter der Jugend hat dazu beigetragen, daß die Zahl der Schüler um ein beträgliches stieg. Ich kann es nicht vergessen, was ein junges Mädchen dort, nachdem sie Frieden gefunden, gesagt hatte: „Mein Herz fühlt nun so rein.“ Liebe Leser, können wir ihr das nachsagen? Auf mehreren Plätzen statteten wir Besuche ab und wurden überall aufs freundlichste aufgenommen. Was mir groß und wichtig wurde war, daß ein jeder der Eingewanderten sein warmes Nest, Kleidung und auch Brot hat. Wir konnten uns mitfreuen. Beim Durchfahren dieser beiden Siedlungen, fielen mir die zwei Bethäuser, wovon eins derselben der M. Gemeinde und das andere der M. B.-Gemeinde angehört, scharf ins Auge. Da stehen sie und zeugen davon, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Was ich nun noch für meine Pflicht halte, ist, daß wir Euch, Geschwister, noch nachträglich für alle Eure Liebe danken. Ihr meintet es fast zu gut mit uns. Was wir von Euch dort mitnehmen durften, war: „Lasset uns aber Gutes tun und nicht müde werden.“

Hochachtend zeichnet

P. A. E.

Korrespondenzen

Paraguay, Colonia Fernheim.

1930 den 21. Oktober, war der Tag als ich mit meiner Familie einmal glücklich und wohlbehalten in Asuncion, der Hauptstadt unseres Landes, ankamen. Mit Bangen schauten wir aus, und die Frage bewegte unser Herz: „Was wird uns die Zukunft bringen“? Als unser Schiff erst stand, schauten wir mit Erwartung auf die Gesellschaft die sich auf der Landungsbrücke angesammelt hatte. Wie wohl tat es uns als eine Stimme aus derselben uns zurief: „Wo hast de Reis gegoani?“ Als wir erst näher treten konnten, stellte es sich heraus, daß es unser lieber Br. G. Hiebert sei, der Vertreter von M.C.C. aus U.S.A. Er erwartete uns hier in Asuncion und fuhr dann auch mit uns zusammen nach Pto Casado und weiter zur Ansiedlung. Wir lernten ihn schon auf der Reise schätzen, da er sich unser so väterlich annahm. Dieser Bruder hat dann später, in der ganzen Zeit seines Hierseins, sich als ein richtiger Vertreter unserer Colonie erwiesen. In Wirtschaftsangelegenheiten, wie auch bei Krankheitsfällen hat er das Seine getan und ist stets ein wahrer Freund unserer Familien gewesen.

Nicht selten entstand die Frage „wie wird es werden wenn Br. Hiebert erst weg sein wird?“. Er wurde geliebt, geachtet und geschätzt. In ganz besonderer Weise hat er sich in den Riß gestellt, als es galt uns von unseren Ausbeutern zu befreien. Es war dieser Kampf für ihn mitunter sogar lebensgefährlich, aber er blieb fest bis die ganze Sachlage beendigt werden konnte. Erst als wir direkt ganz d. M.C.C. v. U.S.A. übergeben werden konnten und dieses Comitee die Sache in die Hände nahm, konnte er ruhig unsere Ansiedlung verlassen.

Mit dankbarem Herzen erinnern wir uns noch seiner Tätigkeit unter uns. Sollte noch einmal die Zeit kommen wo er uns besuchen könnte, so würde ohne Ausnahme, die ganze Ansiedlung ihn mit großer Freude begrüßen!

Sollte es Dir möglich sein, lieber Br. Hiebert, bitte herzlich, komm und sieh was Deine Pflegebefohlenen heute machen! —

Nächstens gebe ich einen Bericht über unser Krankenhaus, und seine Tätigkeit. Das Fieber hat sehr nachgelassen. Hoffentlich werden wir mehr frei davon. Es scheint ob es nicht mit Klimatesierung zu tun hat.

Im Januar und Februar hatten wir schöne Niederschläge. In den Gärten stehen die Früchte, besonders auch d. Baumwolle recht gut, in 1—2 Monaten kann d. Ernte sein. Am 28. Februar ging in unserer Nähe ein Heuschrecken Schwarm von mehreren Kilometern breit. Ein Dorf, No. 12, wurde befallen, in demselben ist alle Baumwolle verloren, sonst ist kein anderes Dorf betroffen. Möchte der himml. Vater uns gnädig sein!

Der Krieg ist heute bei 300 Kilometer von uns entfernt. Bis heute stehen die Sachen für unser Land sehr günstig. Wir haben nicht zu klagen.

Wenn auch alles sehr schwer ist so hilft der l. Gott wunderbar, Ihm die Ehre und den Dank dafür.

Mit vielen herzlichen Grüßen

Gerh. Isaak.

Mord in Chaco, Paraguay.

Im Menno-Blatt lesen wir unter „Verschiedenes“:

Mord in Chortitza, Kolonie Menno. — Bis jetzt hatten die Mennonitenkolonien während der bald zweijährigen Kriegszeit im Chaco kein Menschenopfer zu beklagen. Am 1. Februar dieses Jahres trug sich im Dorfe Chortitza der canadischen Kolonie folgender bedauerlicher Fall zu:

Am Abend des genannten Tages griffen etliche Soldaten auf der Dorfstraße die Tochter des Bürgers Giesbrecht, die sich aber wieder losriß und um Hilfe rief. Nochmals wurde sie gefangen u. schon eilten ihr mehrere Bürger des Dorfes zur Hilfe. Unter diesen war auch der alte Vater des Mädchens, der es für seine heiligste Pflicht hielt, sein Kind vor rohen Händen zu schützen. Dieses sollte ihm aber zum Verhängnis werden; denn als die Unholde sahen, daß sie umzingelt waren, fingen sie an aus ihren Gewehren zu feuern, daß die Kugeln um die Ohren sausten. Das Mädchen entkam glücklich und alle zerstreuten sich wieder.

Nun erst merkte die Gesellschaft, daß der alte Vater fehlte. Man ging zurück auf die Straße und fand ihn als Leiche im Blute liegen. Die mörderische Kugel war ihm aus nächster Nähe von hinten durch den Rücken geschossen worden, wobei sie vorne das Kinn vollständig weggeschossen hatte.

Das Kolonie-Komitee wandte sich an die Militärbehörde, welche auch sofort Schritte unternahm und gleich am andern Tage wurden die Mörder gefangen und warten auf das Kriegsgericht. Unsere Regierung wird ernstliche Schritte unternehmen, um weitere Ausschreitungen dieser Art zu verhindern, damit nicht friedliche Bürger auf d. Straßen unserer Dörfer niedergeknallt werden.

Noch in der Unglücksnacht erschienen Militärärzte an dem Tatort und besichtigten die Leiche. Am 3. Februar wurde sie dem Schoße der Erde übergeben. Bedauerlicherweise stehen die Kinder des Hauses nun ganz verwaist da, da man auch die Mutter des Hauses vor einigen Monaten zu Grabe trug. —

Der Ermordete ist mehrere Jahre Schullehrer gewesen. In den letzten Monaten hatte er Vorahnungen vom Tode; denn wiederholt äußerte er sich, daß er die Aussaat wohl bestellt habe, doch diese wohl nicht einbringen werde. — Gott tröste die armen Waisen!

Gerecht aus Gnaden.
(Röm. 3, 24.)

In jüngster Zeit haben verschiedene tägliche Zeitungen „Das Leben unseres Herrn Jesu“ in Wort und Bild von dem berühmten englischen Schriftsteller Charles Dickens publiziert. Manch ein Leser dieser Täglichen hat sich wohl gefragt: was mag das zu bedeuten haben? In der Regel sind weltliche Zeitungen nicht so interessiert, Tatsachen aus dem Leben des Erlösers der Welt in großem Maßstabe in Zirkulation zu bringen. Daher war es auffallend genug; aber was diese Zeitschriften wohl meistens im Sinne hatten, war nicht so viel das Leben Jesu zu rühmen, als die Tatsache, daß der weltbekannte Schriftsteller Dickens einst im Jahre 1849 diese heilige Geschichte des Herrn Jesu in eignen Worten zum Andenken für seine Familie niedergeschrieben hatte. Diese Schriften waren bisher der geheime Schatz seiner Angehörige gewesen und erst in diesen Tagen — nach 85 Jahren — sind sie für die Oeffentlichkeit preisgegeben worden.

In den kurzgefaßten Aufsätzen dieses englischen Schreibers ist die Geschichte Jesu und seiner Jünger in sehr freier Weise dargestellt worden. Kürzlich kam uns eine dieser Nummer in die Hände, eine Chicago Zeitung, worin Dickens am Schlusse seiner Schilderungen seine Meinung über die christliche Religion offenbart. Er weist darauf hin, wie die frühen Bekenner dieser „guten und wahren Religion“, unbarmherzig mit dem Tode bestraft wurden, trotzdem aber vermehrte sich die Zahl der mutigen Nachfolger Jesu zu Tausenden. Nichts hielt oder schreckte sie zurück, denn sie wußten, daß „wenn sie ihre Pflicht verübten, würden sie in den Himmel kommen.“

Folgend ist der Schluß-Paragraph, welcher recht bezeichnend ist: „Geden-

fet — es ist christlich, Gutes zu tun — auch solchen, die uns Uebels tun. Es ist christlich, unseren Nächsten zu lieben wie uns selbst und jedermann so zu behandeln, wie wir wünschen, behandelt zu sein. Es ist christlich, freundlich, barmherzig und vergebend zu sein, und diese Eigenschaften für uns selbst zu halten, nimmer damit zu prahlen oder uns zu rühmen mit unseren Gebeten oder unserer Liebe zu Gott, sondern stets zu zeigen, daß wir Ihn lieben, indem wir in Demut versuchen immer das Rechte zu tun. Tun wir dieses und werden wir des Lebens und der Lehren Jesu Christi eingedenkt sein und versuchen, darnach zu handeln, dann dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß Gott uns unsere Sünde und Gebrechen vergeben und uns befähigen wird, im Frieden zu leben und zu sterben." —

Warum erähne ich dieses alles? Der Mann, welcher seiner Familie diese Worte hinterlassen hat, hat sicherlich die besten Absichten gehabt, sein Haus zu bestellen und die Seinen auf ein hohes Ideal hinzuweisen. Leider aber teilen so viele, viele Namenchriften seine Ansicht, daß sie durch ernstliches Erfüllen ihrer Pflicht den Himmel verdienen können. Freilich ist man sehr gut mit den Worten Pauli bekannt, Röm. 3, 24: „und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist". Oder auch Eph. 2, 8: „Denn aus Gnaden seid ihr selig geworden, usw." Aber das Verhalten solcher Christen bezeugt nur zu sehr, daß sie nicht auf die Gnade, sondern auf Verdienst — auf Werke — ihre Seligkeit bauen.

Die katholische Kirche illustriert am besten, wie sich Menschen durch Verdienst und gute Werke die Seligkeit erwerben wollen. Wir Protestanten mögen oft die im Selbstbetrug dahin gehenden Menschen richten; aber wie viel „Katholizismus" noch in unserem protestantischen System gepflegt wird, davon wird wenig Notiz genommen. Um die Pfingstzeit werden neue Glieder den Gemeinden zugefügt, und obwohl die Seligkeit aus Gnaden als theoretische Wahrheit aufgenommen wird, ist es doch oft zu bedauern, daß manch ein neues Glied nicht auch eine „neue Kreatur" durch d. seligmachende Gnade geworden ist, sondern im ganzen Verhalten ein Verdienst- oder Form-Christentum offenbart.

Man spricht hier u. da von „Erfahrungen", die man erlebt hat; auch von einer definitiven „Erfahrung", die man am Anfang seines christlichen Wandels gemacht hat. Wenn man nun jedes Mal solche Erfahrung analysieren könnte, würde man leider nicht immer auf das Eine, was unbedingt not tut, stoßen — eine wirkliche Wiedergeburt. Wenn deine „Erfahrung", lieber Leser, nicht dem Maßstabe unseres Erlösers in Joh. 3, 3 entspricht, wirst du einst als „zu leicht" erfunden werden.

Man verstehe mich nicht falsch — ich weiß, daß Jakobus die Wahrheit sagt, wenn er festgestellt, daß d. Glaube ohne Werke tot ist; ferner lesen wir in seiner Epistel, daß man also nicht durch den Glauben allein, sondern auch durch die Werke selig werde. Aber merke: man kommt nicht durch Werke zum lebendigen Glauben, zur Seligkeit; aber er den wahren Glauben — mit anderen Worten: das Leben aus Gott — hat, wird auch Werke haben. Die Werke der Gotteskindschaft folgen aus dem Glauben an Den, der gesagt hat; „Ohne mich könnt ihr nichts tun". Er gibt das Wollen und das Vollbringen. „So liegt es nun nichts an jemands Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen", Röm. 9, 16. Seien wir daher achtsam auf unser „Rennen und Laufen" — auch im Reiche Gottes — ob es seine Triebfeder in der Neuschöpfung unseres inneren Wesens hat, oder ob wir es ausnutzen wollen, um dadurch die Seligkeit zu erwerben. Viele, leider sehr viele werden einmal eine schreckliche Enttäuschung erleben, wenn der gerechte Richter über sie das Urteil fällen wird: „weichet von mir, ich habe euch nicht nie erkannt."

Wilh. J. Toews.

Mountain Lake, Minn.,
den 11. April 1934.

Adressat gesucht.

In der Redaktion dieses Blattes wartet ein Brief auf Heinrich Kliewer, Box 75, Winkler, Man. Absender ist Aganetha Enns, Krasikow, Pleschanow, Rußland.

Unsere Reiseschuldfrage.

Wohl bei weitem die meisten unserer Immigranten sehen es ein, daß die Reiseschuld für unser ganzes mennonitisches Volk eine Ehrenschuld ist. Und wenn wir diese Schuld nicht entrichten sollten, dann würde das ein Makel sein auf d. guten Ruf unseres Volkes.

Ich möchte an dieser Stelle unsern innigsten Dank aussprechen an alle diejenigen, welche, trotz schwerer Verhältnisse, sich so ernstlich bemüht haben, ihre Schulden zu bezahlen. Und an vielen Beispielen können wir es sehen, daß Gott d. Herr d. segnet, welche d. richtige Stellung zu dieser wichtigen Frage einnehmen.

Zu unserm großen Bedauern müssen wir aber konstatieren, daß viele es nicht ernst nehmen mit dieser so wichtigen Sache. Ich hoffe es steht niemand so niedrig, daß es ihm gleichgültig ist, ob diese so wichtige Frage schließlich so geregelt werden kann, daß der Name unseres Volkes vor der Oeffentlichkeit rein bleibt.

Ich möchte da ganz besonders die leitenden Brüder unseres Volkes, ob sie Prediger sind oder sonst Einfluß ausüben, herzlich bitten, ihren ganzen Einfluß dahin geltend zu machen, daß alle d. es können, Zahlungen auf ihre Reiseschuld machen.

Wegen der schweren Verhältnisse hat die C.P.R., der wir schuldig sind, sich bereit gefunden, die Sache in etwas zu erleichtern, indem uns erlaubt wird an alle Zahler in einer gewissen Begrenzung Prämien zu berechnen. Die Prämien werden in jedem Fall nach dem Stand der Rechnung in Verbindung mit den bisherigen Zahlungen berechnet. Diese Vereinbarung reicht bis zum 15. Dezember d. J.

Ich hoffe daß wir alle dankbar sind für die Konzession, die uns gemacht worden ist, u. ich hoffe daß wir alle, direkt und indirekt, unsern ganzen Einfluß dahin geltend machen werden damit Zahlungen gemacht werden.

Wir sind auch in Zukunft bereit Fragen zu beantworten. Auch unser Kollekteur, C. F. Klassen, ist zu jeder Zeit bereit Aufschluß über etwaige Fragen zu geben. Um eines möchte ich aber bitten: die Sachen, die innerhalb der Familie oder lokal geregelt werden könnten und sollten, die möchte man uns nicht unterbreiten. Auseinanderrechnungen der Schuld einzelner Familienglieder, die zusammen auf einer Rechnung stehen, sollte wenn irgend möglich lokal geregelt werden.

Mit herzlichem Gruß an alle treuen Glieder unserer Gesellschaft, und mit Wohlwollen auch gegen die andern, zeichnet,

David Toews.

Eine Predigerbibliothek.

Die Konferenz mennonitischer Prediger Manitobas, welche am 16., 17. und 18. Januar l. Jahres in Winnipeg tagte, beauftragte die Brüder J. P. Claßen, Js. P. Klassen und J. H. Enns Regeln für eine zu schaffende Predigerbibliothek aufzustellen.

Das Nachfolgende ist das Ergebnis der von uns getanen Arbeit:

1. Zweck dieser Bibliothek ist, unsern Predigern gute Literatur zur Förderung in ihrem Berufe zu geben:
   a.) durch anleitende Predigtliteratur.
   b.) durch die Schrift auslegende Bücher.
   c.) durch kirchengeschichtliche Werke.
   d.) durch Bücher allgemeinen Wissens.

Es ist aber erwünscht, daß diese Bibliothek nicht nur von Predigern, sondern auch von anderen Gemeindearbeitern und Gliedern benutzt wird.

2. Die Bibliothek entsteht:
   a.) durch Spenden von passenden Büchern.
   b.) durch einen Jahresbeitrag von 50c. pro Leser.
   c.) durch etwaige Spenden von einzelnen Gliedern.
3. Die Bibliothek wird von einer von der Konferenz mennonitischer Prediger dazu herausgesetzten Person verwaltet.
4. Eine von der Konferenz ernannte Kommission bestimmt, welche Bücher für die Bibliothek angeschafft werden sollen.
5. Da das Studium der einzelnen Werke verschiedene Zeitdauer beansprucht, so ist die Lesezeit auf gewisse Bücher auf 1, und auf andere auf 2 Monate festgesetzt.
6. Jedem Leser wird von dem Bibliothekar ein Verzeichnis aller in der Bibliothek vorhandenen Bücher zugesandt. Der Leser holt sich die gewünschten Bücher persönlich ab oder läßt sich dieselben per Post kommen. Im letzten Falle deckt der Leser das Porto hin und zurück.
7. Ort der Bibliothek ist in Winnipeg.
8. Für Beschädigung oder Verlust eines Buches der Bibliothek ist der betreffende Leser verantwortlich.
9. Eigentumsrecht an und Bestimmungsrecht über die Bibliothek gehört der Konferenz mennonitischer Prediger Manitobas.

Die oben erwähnte Kommission hofft, daß die aufgestellten Regeln ohne wesentliche Aenderung angenommen werden werden und fordert diejenigen, die sich für diese Bibliothek interessieren, auf, ihren Beitrag in Gestalt eines für unsere Zwecke passenden Buches oder von 50c. möglichst bald an J. H. Enns, 391 Pacific Ave, Winnipeg einsenden.

Bis jetzt sind 30 recht wertvolle Bücher eingekommen.

Die Kommission.

Eine Umfrage.

Die 1923 Eingewanderten feierten im vorigen Jahre das 10-jährige Jubiläum ihrer Ankunft in Kanada und wir später Nachgekommenen feierten mit ihnen und dankten gemeinsam dem Herrn dafür, daß er uns aus dem rauhen Lande herausgerettet und hier in Kanada eine neue Heimat hat finden lassen.

In diesem Jahre sind wir 1924-ger an der Reihe, dem Herrn unser Jubiläumsdankopfer darzubringen. Wir wollen es tun, in jeder Gruppe, an jedem Orte, wie man es dort passend finden wird. Sollte es wünschenswert erscheinen, ein allgemeines Programm einer Feier aufzustellen und durchzuführen, so möge man sich darüber in unserer Presse äußern und entsprechende Vorschläge machen.

Ich entbiete hiermit allen Vierundzwanzigern meinen herzlichen Gruß!

H. B. Janz.

Rosthern, Sask., den 12. April 1934.

Eine Erklärung.

Hin und wieder erscheinen in unseren menn. Blättern mit den Initialen B. W. unterschriebene in gewählten Ausdrücken gehaltene Artikel. Etliche aus unserer Gegend bezeichnen dann aus mir vollständig unerklärlichen Gründen mich als Verbrecher der zu unerquicklichen Auseinandersetzungen geführten Aufsätzen. Nicht nur das, sondern werde aus weiter Ferne brieflich befragt, ob dieselben nicht aus meiner Küche stammen. Die letzte Erwiderung des Herrn P. Willms auf B. W.'s vorher auf ihn gemachten Ausfälle haben übrigens nicht wenig Schadenfreude erregt, die in den Worten: nu haft he maul ent waggekrege — ausklangen. Auch ne Ehre. Aber mir alles a bissel zu toll.

Weiß nicht, wer sich hinter den Anfangsbuchstaben meines Namens versteckt. Um den Schleier etwas zu lüften und zu verhüten, daß man in Zukunft irrtümlicherweise mich als den Erzeuger dieser schriftstellerischen Blüten bezeichnet, sehe mich veranlaßt, folgende kurze Erklärung abzugeben:

Mir geht die Fähigkeit, meine Gedanken in so hochgelehrten und mit Fremdwörtern, die oft Barbarismen gleichkommen, gespickten Aufsätze zum Ausdruck zu bringen vollständig ab. Meine Geschreibsel tragen ge-

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba

Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung:	$1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund	$1.50
Für Süd-Amerika und Europa	$1.75
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund	$2.25

Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ **Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.**

2/ **Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen, auch den der alten Poststation an.**

3/ **Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.**

4/ **Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.**

wöhnlich die Unterschrift E. K. oder treten ihre Reise unter dem Pseudonym „Ernst Kantig" an. Viele erkennen dann den Vogel an seinen Federn, der sein trauliches Nest auf der Young Str. 61 in der unmittelbaren Nähe des eigenartigen Waterlooer Parks gebaut hat, von dort aus seinen Blick an den Naturschönheiten der prächtigen Waldanlage, in die die vielgepriesene und vergötterte Kultur glücklicherweise noch nur wenig hineingepfuscht hat, ergötzt, und der unter dem ihm von seiner Geburt an aufgezwungenen Namen — Bernhard Wiens — über diese von blutgetränkte und haßerfüllte Erde segelt und die von Lug und Trug geschwängerte Luft atmen muß.

Der letzte Artikel „Analysis zum Mennonitichen Problem" Rundschau Nr. 14 des B. W., der mir unverdienterweise einen innigsten Dank eingebracht hat, reizte mich, mir denselben mal zu Gemüte zu führen. Will auf die in demselben ausgeführten Gedanken nicht näher eingehen, um die Herausgeber unserer Zeitschriften nicht zu zwingen, unnötige Druckerschwärze zu vergeuden und womöglich die Federpfuscher herauszufordern, noch mehr Gift durch ihre Federn fließen zu lassen.

Beim Lesen desselben fiel mir eins besonders auf. Nämlich, daß auch B. W. in den aus gewissen Gründen berechtigten, d. durch d. von ehrsüchtigen, eigennützigen und herrschsüchtigen Kreaturen in d. Irre u. Ratlosigkeit getriebenen Menschheit klingenden Ruf einstimmt: Gebt uns Führer!— Hätte fast Lust mich den Herrn B. W. und Hildebrand als dritten im Bunde anzuschließen, und kann dabei den Wunsch nicht zurückdrängen, dieser Ruf möchte wie ein Donnerhall durch unsere Gruppen gehen und seine Wirkung nicht verfehlen. Sind wir Mennoniten als Volk noch nicht verworfen und ist noch nicht beschlossen von höherer Hand, uns in der Masse aufgehen zu lassen, dann haben wir Canada als Anhaltestation anzusehen, und wir können versichert sein, daß wir früher oder später wieder werden zum Wanderstab greifen müssen. Vorausgesetzt, daß inzwischen nicht der Himmel einfällt und alle Spatzen erschlägt.

In Rußland traten immer Führer auf, die unser Mennonitenvölklein mit Gottes Hilfe aus schwierigen Lagen heraushalfen und es unter ihrer weisen Leitung zu Wohlstand führte und auf eine verhältnismässig hohe Kulturstufe stellten.

Solange wir aber in der Fremde nicht eine Führerschaft haben, die dem auf ihrem Panier zu stellenden Wahlspruch: Ueb immer Treu und Redlichkeit — folgt, die das unerschütterliche Vertrauen der Masse genießt, weniger Politik treibt, die nach Bismarcks Erfahrungen den Charakter verdirbt, die im Bewußtsein steht, sie sei für das Volk und nicht das Volk für sie da, der Gemeinnutz vor Eigennutz geht, selbstsüchtige Ziele hintenanstellend, stets das Wohl desselben im Auge behält, bereit ist Opfer zu bringen, ihr Bestechlichkeit nicht nachgewiesen werden kann und ihr Tatendrang nicht auf Ehrgeiz und Ansehen gestellt ist: solange werden wir uns wohl mit „Vereinsmeierei" abfinden müssen. Seien wir dankbar, daß uns dieses Vorrecht noch nicht genommen wird und schon viel dazu beigetragen hat, das Zusammengehörigkeitsgefühl zu wahren.

Haben wir Führer auf geistlichem Gebiet, denen gewisse Gelüste vollständig abgehen, ihre Pflicht treu erfüllen und mit reinem Gewissen von der Kanzel aus, sich von dem Geiste der Wahrheit leiten lassend, ungestaltend auf die Masse einwirken und zur Wahrheit führen und dadurch indirekt, ohne es besonders anzustreben, eine Stütze des Staates bedeuten, dann werden uns auch in geeigneten Moment Führer geboren werden, die imstande sind, unser Völklein durch all die ihm aus den Umständen gebildeten Klippen dieses Lebens sicher zu lotsen. Dieser Hoffnung wollen uns getrösten.

Ich spreche da immer vom Völklein. In Rußland haben wir uns als solches betrachtet. Heute wird man aber bald mit besonderer Absicht in wohldurchdachten Vorträgen uns zu der Erkenntnis bringen, daß diese Bezeichnung hier auf uns nicht mehr zutrifft, sondern wir nur eine religiöse Vereinigung darstellen. Was will man heute nicht alles beweisen? Vielleicht noch, daß das Judentum nach der Abführung in die assyrische und babylonische Gefangenschaft sich nicht mehr als Volk zu betrachten habe, vielweniger jetzt, wo es nach d. Zerstörung Jerusalems in d. Zerstreuung lebt. Man wird sich wahrscheinlich noch soweit versteigen, die Existens des von Fleisch und Blut geformten Körpers abzusprechen. Vereine und Körperschaften als Fantasiegebilde in den verschimmelten Gehirnen etlicher weniger Fantasten zu bezeichnen. Das jetzige Zeitalter bietet Ueberraschungen genug. Auch wir haben sie zu erwarten. Paßt nur auf.

Alle Welt beißt sich bei der Lösung der durch Lug und Trug entstandenen Probleme die Zähne aus. Auch wir haben unsere Probleme, die sich zu einem gordischen Knoten zusammenzuziehen drohen. Wo finden wir den Alexander, der durch einen wuchtigen Schwertschlag sie zur Lösung führte?

E. K.

Die Witwen, Maria H. Schwarz und deren Tochter Margareta P. Klassen, Frau und Tochter des verstorbenen Peter Jakob Schwarz, der in Dolinowka, Orenburger Ansiedlung, wohnte, — bitten ihre Verwandten in U.S.A. und Canada— die Herren Abram, Johann und Wilhelm Krahn (Halbbrüder an P. Schwarz) und Herrn John Schwarz, dessen Cousin, um etwas Mithilfe.— Sie hungern sehr. Auch haben P. Schwarzen 1921/22. durch einen Herrn Bernhard Rempel, wohl in Vertretung von 6 Brüdern (Herrn Wilhelm Rempels Söhne), Canada, 6 Nahrungsmittelpakete erhalten.— Wenn sie sofort je $5.00 bekämen und die nächsten beiden Monaten auch so, wären sie vielleicht vom Hungertode gerettet. Die Adresse ist für beide dieselbe:

Witwe Maria H. Schwarz,
Witwe Margareta P. Klassen,
Kol. Ljubimowka. Post Pretoria, Pokrowskoje Platowka, Orenburgskogo Okruga, Sredne-Wolshskogo Kraja, U. S. S. R.

Dort sind Torgsinläden in der Nähe. Geldsendungen sind die rascheste Hilfe.

Herzlich grüßend,
P. P. Dyck.
S. E., Rosemary, Alta.

Ein Löffel voll Tat ist besser als ein Scheffel voll Rat. Alter Spruch.

„Personen gesucht."

Wer von den werten Lesern der Rundschau würde so freundlich sein und mir die Adressen folgender zwei Personen geben wollen:

1. Ich möchte gerne wissen, wo ein gewisser Jacob Jacob Fast wohnt. Sein Vater war seinerzeit Färbermeister bei Franz Foot in Einlage (Altkolonie). Er arbeitete dann, nachdem er in Deutschland studiert hatte, in Luberzy.

2. Wo wohnt Jacob Hömsen? Er ist anno 1925 aus Halbstadt eingewandert und hat im Westen und später auch in Esser County gewohnt.

Für etwaige Informationen danke ich im Voraus. John Rempel.
159 Lancaster St. E., Kitchener, Ont.

Zur gefälligen Beachtung.

Vom Mitgliede der Legislative Assambly, William Ivans, ging uns ein Schreiben vom 21. März zu, in welchem Herr Ivans darauf hinweist, daß dem Public Health Act eine neue Klausel beigefügt ist, nach welcher alle Personen, die da glauben, das eine Impfung gegen Krankheit für ihre Gesundheit von Nachteil sein könnte oder die aus religiöser Ueberzeugung überhaupt gegen Impfen sind, diesem Gesetze nicht unterstellt sind. Sie müssen aber hierüber schriftliche Mitteilungen an den örtlichen Gesundheitsbeamten machen. Ohne diese Klausel wären alle Personen, die noch nicht geimpft sind, verpflichtet, sich impfen zu lassen. (Ed.)

Mennonitische Geschichte

60 Jahre später.

(Von J. J. Hildebrand.)
(Fortsetzung.)

Seither aber hat sich unser Volk gelegentlich wieder gestachelt wegen Formen, wegen Gesangbuch od. Dreimen, wegen Gesangbuch oder Dreibandlieder, wegen Choräle oder Gassenhauermelodien, wegen Rasieren oder Barttragen, wegen mattes oder blankes Sielengeschirr, wegen Buggy oder Autofahren und doch sind dieses alles nur ganz minderwertige Satzungen, von denen die Seligkeit eines Gläubigen nach Ev. Joh. 3, 16 absolut nicht abhängig ist. In all

---

diesen Punkten sollte kein Einziger den andern kränken und auch keiner dem andern seine Ansichten aufbinden wollen.

Aber neben all diesen Minderwertigkeiten haben alle unsere deutschen Mennoniten ein und dasselbe Erbe unserer Väter gemein und dieses ist der Punkt des Anschlusses und des Zusammenschlusses und jetzt ist die Zeit, diese Verständigung herzustellen, nicht wenn die Katastrophe schon hereingebrochen ist. Alle unsere diversen Richtungen haben ein und dieselben fundamentalen Grundsätze des Glaubens; alle wurzeln in ein und derselben deutschen Geisteskultur, alle haben ein und dasselbe angestammte deutsche Volkstum, alle haben ein und dieselbe Muttersprache, dieselbe deutsche Denkweise, in der das große Geheimnis Gottes im Glauben erfaßt worden ist, alle haben ein und dieselbe völkische Eigenart, alle lehnen den Militärdienst ab, stehen für ihre Schulen ein, alle haben eine und dieselbe Aufgabe durch Erhaltung des Erbes unseres Vaters für unsere Kindes Kinder Benefit den Heiligen Willen des Schöpfers zu erfüllen, der uns nach Seinem weisen Ratschluß in unserer Eigenart geschaffen hat. Keiner von uns hat das Recht zu fragen: warum hast Du mich also geschaffen? Macht nicht der Töpfer einen Topf zu Ehren und den andern zu Unehren?

Allen Denominationen unseres weit und breit über alle Welt zerstreuten Volkes drohen jetzt ein und dieselben Gefahren des Unterganges; sollten wir da wirklich noch töricht genug sein, die uns vom Schöpfer gegebene menschliche Vernunft und den Verstand von oben nicht zu brauchen, sondern uns gegenseitig immer weiter stacheln, uns wegen nichts bedeutenden Minderwertigkeiten immer weiter entfremden und zerstreuen, wie Schafe, die von den Bergen in der Irre auf die Hügel gehen und ihrer Hürden vergessen (Jer. 50, 6), um unter der Last unserer Minderwertigkeiten allesamt unterzugehen? Oder sollten wir den Ballast abladen, — uns brüderlich zusammen tun, solange es noch nicht ganz zu spät ist und uns allesamt mit dem gemeinsamen fundamentalen Erbe unserer Väter von dem sichern Untergange retten? Was ist besser? Urteile ein jeder selbst und denke ehrlich darüber nach, ob er den Untergang seiner Kinder dermaleinst wird verantworten können. Tharah zog aus Ur in Chaldäa, daß er ins Land Kanaan zöge, blieb aber auf halbem Wege stehen, bei Haran (1. Mose 11, 31).

Aber noch in Rußland, — sagte der vorhin schon erwähnte verstorbene Aelteste Gerhard Wiebe, — war die Bergthaler Gemeinde in keinem Fall vom Zeitgeist frei; sie hatte schon manchen Unkrautsamen in sich aufgenommen, der schon fortwucherte und so ging es schon überall. Die Bruderliebe war größtenteils verschwunden und Eigenliebe aufgetreten. „O traurige Zeit, Partei über Partei." Laut unserm Glaubensbekenntnis hatten wir nicht Freiheit, uns untereinander zu verklagen, besonders noch um zeitliche Güter. Aber hier ging es schon Aug um Auge, Zahn um Zahn. Jeder wollte Rock und Mantel nehmen, und keiner wollte nachgeben, bis endlich General Todleben aus Petersburg kam und Thiessen nach Kaluga verschickte, da hatte die Sache ein Ende. Aber die Regierung sah schon, wie die Bruderschaft beschaffen war. — —

Ein weiteres tief erschütterndes Herzeleid war noch dadurch entstanden, daß auf einer Konferenz in der Alexanderwohler Kirche ein Weltweiser aufgestanden war und hatte der ganzen Versammlung öffentlich vorgestellt, ob es nicht gut wäre, wenn die Bibel und Testamente aus den Schulen entfernt würden, besonders für die Kinder, die noch nicht sehr gut lesen können, denn es wäre auch viel zu schade, auch Sünde, daß die Heilige Schrift von den Schulkindern so zerrissen würde und statt dessen könnten schöne Lesebücher gekauft werden. Der große Haufe der Konferenz erschrack über diese Rede des Weltweisen, und die Aeltesten Ohm Ratzlaff und Ohm Wedel hatten ihm den biblischen Standpunkt dann auch gründlich klar gemacht, daß dieser Weltweise zu Schanden geworden, vielleicht auch gedemütigt war. Wie steht es mit dieser Frage heute, wenn doch dort in Rußland der Ton so angegeben wurde??

Um in den 1870-ger Jahren die drohende Wehrpflicht abzuwenden, und doch in Rußland wohnen zu bleiben, wurden ernste Anstrengungen gemacht. Zuerst fuhren Aeltester Gerhard Dück von Rosenthal und Lehrer Epp und von der Molotschna Kolonie ihrer 2—3 nach Petersburg wirken, doch diese brachten eine unklare Antwort zurück. Darnach fuhren Aeltester Bernhard Peters, Lehrer Peter Goerz und Lehrer Franz Isaak und von der Chortitzer Kolonie Lehrer Epp und wohl auch Johann Epp u. Aeltester Klassen von Schönwiese; brachten aber auch sehr dieselbe unklare Antwort zurück, und die Regierung in Petersburg hielt sie noch 3 Jahre lang im Dunkeln. Die Unterhandlungen mit Petersburg wurden fortgesetzt; noch andere Personen fuhren hin, auch wurden Bittschriften hingeschickt und wegen der ganzen Angelegenheit in der Alexanderwohler Kirche eine Konferenz nach der andern abgehalten, wohl 8 Konferenzen an der Zahl.

Zu Zeiten allgemeiner Volksgefahren hat es mit dem angeborenen Instinkt eine ganz besondere Bewandtnis; trotz allen Mangels an Bildung und bei aller Primitivität tritt bei den gesunden, unverbildeten, naturnahen Menschen das instinktive Gefühl der völkischen Zusammengehörigkeit über alle Zänkereien der Kinderstube in den Vordergrund hervor und erweckt die klare Erkenntnis in corpore zusammen zu stehen, um mit vereinten Kräften den Gefahren zu begegnen oder auszuweichen, und was der Verstand des verständigen Unverständnisses dumm grinsend belächelt, daß erfaßt Herz und Gemüt der Unverbildeten und diesem völkisch angestammten Instinkt ist es wohl lediglich zuzuschreiben, daß unsere Väter damals einmütig gesonnen wurden auszuwandern.

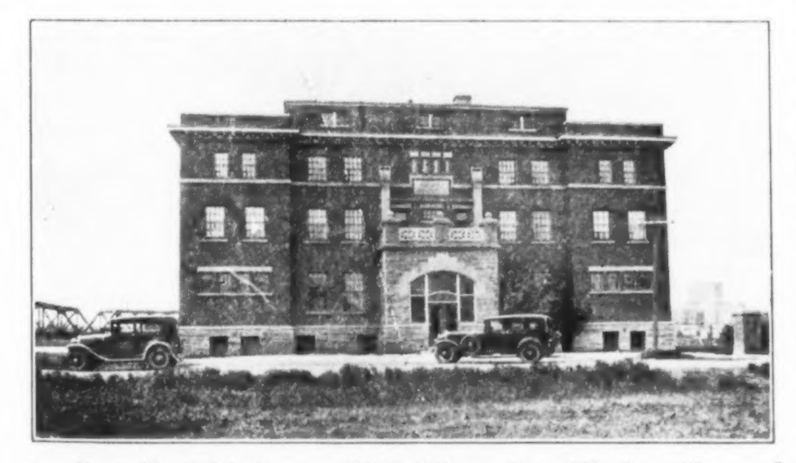
Die Religionsfreiheit, die Schulfreiheit, die Gewerbefreiheit und alle andern Rechte waren weder damals, noch später bedroht; es war einzig allein die Wehrfreiheit, die bedroht zu werden schien, und die Furcht hiervor war die alleinige Ursache der Auswanderung aus Rußland anno 1874. Bloß dieser Punkt spielte den Vereinigten Staaten und Kanada damals mindestens 15 000 Siedler unentgeltlich in die Hände, die den Wilden Westen in beiden Ländern auf eigne Kosten urbar machten, unter Kultur brachten.

Wenngleich auch nicht alle auf einmal, so hatten sie sich doch nach und nach auf die Auswanderung geeinigt; die Erweckungen nach Esra 1, 5 hatten mehr und mehr um sich gegriffen, und bei dieser Einigkeit in ihrer Absicht stiegen unter dem Volk hin und wieder Dunstwolken auf, die die Gemüter der Gläubigen stark erregten, solange der Dunst reichte. So z. B. stieg im Januar 1873 ein Geschrei auf, die Bergthaler Gemeinde habe dem Zaren in ihrer Bittschrift geradezu den Stuhl vor die Tür gesetzt. Die Bittschriften nach Petersburg waren in demütigen Worten verfaßt, waren in den Konferenzen in Alexanderwohl erst vorgelesen und bekritisiert worden und doch war dieser Dunst aufgestiegen, ohne daß auch nur einer wußte, von wo er kam. Auch wußte keiner was unter „gerade den Stuhl vor die Tür gesetzt" zu verstehen sei, auch was genau damit sollte gesagt sein, wußte ebenfalls keiner; aber das Geschrei ging von Mund zu Mund, wie ein Wildfeuer und das ganze Volk geriet dadurch in nicht geringe Aufregung.

Auf der achten Konferenz in Alexanderwohl fing es bald an, über einen Mann herzugehen, — und gemeint war damit der verstorbene Aelt. Gerhard Wiebe,— wie dieser dem Zaren geradezu den Stuhl vor die Tür gesetzt habe, und wie es ihm wohl noch gehen werde, bis dann diese Seifenblase platzte, und es sich herausstellte, daß es nur Dunst war. Aber diese unbegründete Gerüchte zirkulierten unter unserem Volk durch alle Generationen, zu allen Jahreszeiten, und hätte ein geduldiger Psychologe die Freudigkeit und Ausdauer, diese fast immer sehr geschickt und „schmeißig" zusammengelogene Phantasie zu erforschen, wahrlich, er würde einen sehr interessanten und reichhaltigen Katalog herausgeben können. —

Inzwischen war der Entschluß auszuwandern schon immer fester und fester herangereift, und es ging schon von Mund zu Munde: „wenn wir auch nicht vom besten Land bekommen, wenn wir nur einen Platz bekommen, wo wir uns samt unsern Kindern ernähren können." In bezug auf diese Periode sagte der Aelt. Gerhard Wiebe: „Damals waren wir ein Herz und eine Seele, sowohl Reich als Arm, alles war sozusagen einstimmig für Auswandern."

(Fortsetzung folgt.)



Concordia Hospital, 437 Desalberry Ave., Winnipeg, Man.

Todesnachricht.

McMahon, Sask.

Schon über einen Monat ist es, seit wir unseren l. Vater zu Grabe getragen haben. Wiederholt bin ich schon gefragt worden, warum die Todesnachricht nicht in der „Menn. Rundschau" erscheine. Ich muß sagen, mir fällt es immer schwer von etwas zuschreiben oder sprechen, daß mein Herz bewegte, bevor ich zur Ruhe in mir selber gekommen.

Allen Freunden, besonders den gewesenen Orenburgern sei hiermit kundgetan, daß unser l. Vater, Peter Jak. Harder, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Den 20. Februar 1934 um 3 Uhr morgens schlummerte er hinüber ins bessere Jenseits nach langer, schwerer Krankheit. Schon seit dem Herbst war er kränklich, klagte oft über Schmerzen im Leibe, glaubte aber noch nicht, daß es von Bedeutung sei. Im Dezember wurde es allmählich schlechter, wollte aber noch nicht zum Arzt. Anfangs Januar ließ er sich endlich bereden zum Arzt zu fahren. Der sagte sogleich es müsse eine schwere Krankheit im Anzuge sein. Später, nach gründlicher Untersuchung, erklärten sie, es sei Leberkrebs und keine Hoffnung auf Genesung. So hieß es denn für uns, sich aufs Scheiden vorzubereiten, was wir auch taten. Die letzten 5 Wochen waren sehr schwer für ihn und sein Sehnen, aufgelöst zu werden, wurde immer stärker. Er wollte zu Jesu gehen nach Hause. Jetzt ist er daheim, wir wollen ihm die Ruhe gönnen und darnach trachten, ihn einst wiederzusehen durch Gottes Gnade, wenn einst auch unsere Stunde schlägt. Er erreichte ein Alter von 64 Jahren, 8 Monaten, 25 Tagen. Die besten Jahre seines Lebens verlebte er in Rodnitschnoje, Orenburger Gouv. Es empfehlen sich der Fürbitte aller Freunde und Bekannten,

die trauernde Witwe
und Kinder.
Grüßend, A. J. Löwen.

Woolford, Alta.
den 22. März 1934.

Da ich erwarte, daß ich durch die Rundschau viele unserer Verwandten und Geschwister erreichen kann, welches ich durch Briefe nicht tun kann, so diene es allen zur Kenntnis, daß meine liebe Gattin Helena, geborene Reddekopp, von mir durch den Tod genommen ist.

Sie wurde geboren bei Grüntal, Gretna, Man. Ihr Vater war Joh. Reddekopp, welcher anno 1897 starb. Ihre Mutter verheiratete sich dann mit Gerhard Dyck, Reinfeld. Wo wir uns auch anno 1906 den 28. Januar die Hand fürs Leben reichten. Wir zogen denselbigen Frühling nach der damals neue Ansiedlung bei Swift Current, Sask., wo ich bereits schon Land hatte. Wir wohnten zuerst im Dorfe Chortitz, wo wir im zeitlichen, so wie auch im geistlichen, reichlich gesegnet wurden. Anno 1915 im Juni, wurde die Frau vom Sonnenstich getroffen, welches ihre Gesundheit sehr hinnahm. Sie erholte sich aber wieder einigermassen. Anno 1916 im Juni wurde sie wieder von einer ähnlichen Krankheit derart angegriffen, daß sie zuweilen stark umnachtet war. Bald geriet sie in große Traurigkeit und zuweilen in großen Zorn, welches von Zeit zu Zeit schlimmer wurde. Liebe und Treue waren bald verschwunden. Anno 1918 im Frühling nahm es so überhand, daß sie am 6 Mai nach Battleford in's Asyl gebracht wurde. Unsere älteste Tochter war damals 10 Jahre alt und die jüngste 9 Monate. So war es für uns eine verhängnisvolle Zeit.

Als der König David von seinem Sohne Absalom verfolgt wurde, war auch bald ein Simei, der ihn mit Erde und Steinen warf. 2. Sam. 16, 5—6, und so gings auch bei uns. Im August holte ich sie wieder heim, aber mit wenig Veränderung noch Besserung. Es war ein beschwerliches Leben. Anno 1922 im Juni wurde sie nach Weyburn in's Asyl gebracht, wo sie dann zwei Jahre sein mußte. Weil diese Umstände das Wirtschaften auch sehr erschwerten, so begab ich mich samt Kinder im Jahre 1924 im April in den Bruderhof, in Alberta. Im Juni selbigen Jahres konnte ich die l. Frau auch schon heim holen, obzwar nicht geheilt, so war es doch erträglicher, woselbst wir uns, Gott lob, in guten Verhältnissen befinden. Sie war letzten Sommer schon krank, aber die letzten 4 Monate, schwer krank an Wassersucht. Sie hat nie über Schmerzen geklagt, doch konnte man ihr großes Ungemach sehen. Zuletzt hat sie die Krankheit hart angegriffen. Um ihr Seelenheil war sie nie bekümmert, und von Sterben wollte sie auch nichts hören. Am Sonntag, den 18. März, 9 Uhr morgens, fragte sie wieviel die Uhr sei, ihre Augen waren schon gebrochen. Ihr Todeskampf dauerte nur 10 Minuten und sie verschied ganz leise, um 9.40 Uhr erscholl ihr Ruf und sie mußte folgen.

Sie hat ihr Alter auf 49 Jahre, 10 Monate und 13 Tage gebracht. Mit mir im Ehestand gelebt 28 Jahre, 1 Monat und 20 Tage. Im Jahre 1903 wurde sie von Aelt. Johann Wiebe auf ihren Glauben getauft und in die Gemeinde aufgenommen. Kinder geboren 9, wovon eins im Kindesalter ihr vorangegangen ist.

Am Sterbetage, Sonntag, um 8 Uhr abends, versammelte sich unsere Hausgemeinde zum Gesang in unserem Hause. Um 11 Uhr wurde ein kleiner Imbiß verabreicht und mit dem Gesang wurde Fortsetzung gemacht bis ½2 Uhr morgens. Die darauffolgende Nacht wieder so. Am 20. fand das Begräbnis statt. Um 1 Uhr nachmittags versammelte sich die Gemeinde samt den herzugekommenen Trauergästen im Eßsaal. Die Leiche wurde im Sarge auch in den Saal getragen. Gesungen wurde das Lied: „Komm, Sterblicher, betrachte mich!" bis zum 8. Vers. Dann hielt unser Aelt. Johannes Kleinsasser die Leichenrede nach Sir. 41, 1 usw. Dann wurde der letzte Teil von dem oben genannten Liede gesungen. Die Leiche wurde zugedeckt und von 4 Mann zu Grabe getragen und verscharrt. Dann sprach der Aelteste den Segen.

Liebe Brüder und Schwestern, gelobt sei der Herr für Euer Bemühen.

Euer einsamer,
Jakob D. Teichroeb
und Kinder.

Swift Current, Sask.
den 6. April 1934.

Dieses diene allen Freunden, Verwandten und Bekannten zur Nachricht, daß unsere liebe Mutter, Maria Janzen, nach langem und schwerem Leiden endlich heim durfte, in's traute selige Vaterheim, wo kein Leiden, Trübsal noch Schmerz mehr sein wird. Durch viel Trübsal und Leiden hat der Herr die liebe Mutter geführt, doch, wo die Not am größten, war Gottes Hilfe stets am nächsten. Ihr erster Gatte, David Schulz, fiel in Rußland durch rauhe Mörderhand. Anno 1923 kam sie mit ihren Kindern auch nach Kanada, wo sie anno 1925 mit Kornelius K. Janzen in den heiligen Ehestand trat. Doch nicht lange danach fing ihre Krankheit an. Drei Jahre ist sie krank gewesen. Ein Jahr und 4 Monate hat sie das Bett hüten müssen.

Ihr Leiden fing mit Herzerweiterung an, wozu sich noch Blutdruck und Wassersucht zugesellten. Sie ist alt geworden 57 Jahre, 7 Monate und 1 Tag. Den 21. März kam für sie die lang ersehnte Erlösungsstunde. Was sie hier auf Erden geglaubt, daß darf sie ewig schauen.

Kinder hat sie 9 gehabt, wovon ihr 4 im Tode vorangegangen sind. Großkinder hat sie 17 gehabt, wovon 14 am Leben sind.

Die Begräbnisfeier fand den 27. März zu Blumenhof statt, woselbst auch sie dem Schoße der Erde übergeben wurde. Aelt. Franz Martens, B.-Gemeinde, diente mit dem Wort und Prediger Abr. Bärgen hielt die Leichenrede, sein Text war: „Es ist nur ein Schritt bis zum Grabe."

Sie hinterläßt ihren tieftrauernden Gatten, 4 Söhne, 1 Tochter und 11 Großkinder.

Die trauernden Kinder,
Peter u. Tina Klassen.

Meade, Kansas,
den 30. März 1934.

Lebensverzeichnis meiner Gattin, **Maria Bartel**, gebor. Barkman. Sie wurde geboren anno 1867, den 22. Juni im Dorfe Rückenau, Süd-Rußland. Anno 1878 ist sie mit ihren Eltern, Johann Barkmans, von Rußland nach Amerika ausgewandert. Es traf sich so, daß sie an ihrem 12-jährigen Geburtstagstage die russische Grenze passierten, und haben sich bei Janzen, Neb., dauernt niedergelassen. Anno 1886 hat sie durch den Geist Gottes die Freundlichkeit des Erlösers geschmeckt und sich zum Herrn bekehrt, und ist dann von Aelt. Abr. L. Friesen auf ihren Glauben getauft und in die Kleine Gemeinde aufgenommen. Sie ist ihrem angenommenen Glauben treu geblieben bis zum Tode. Im Jahre 1886, den 22. August, haben wir uns verheiratet, sind von Lehrer Heinrich Ratzlaff in die Heilige Ehe eingesegnet worden. Aus dieser Ehe sind uns 9 Kinder geboren, 4 Söhne und 5 Töchter. Ein Sohn ist ihr im Alter von elf Jahren vorangegangen. Sie erkrankte im Oktober vorigen Jahres mit Schmerzen in der Brust. Von da an wurde es abwechselnd besser und auch schlechter. Vom 2. Januar d. J. an, wo wir noch zusammen nach Meade zum Doktor fuhren, hat sie fast immer das Bett hüten müssen. Sie mußte ihr Leiden viel in sitzender Stellung verbringen. Es war am 12. d. M. 6 Uhr 40 Minuten, morgens, wo sie ihren Odem sitzend aushauchte. Der Doktor stellte ihre Krankheit als Wassersucht fest. Sie hat ihr Alter auf 66 Jahre, 8 Monate und 18 Tage gebracht. Im Ehestande gelebt 47 Jahre, 6 Monate und 18 Tage. In dieser Zeit haben wir Freude und Leid gemeinschaftlich geteilt. Anno 1907 siedelten wir mit Familie von Jansen, Nebr. nach Meade, Kansas über. Auch hier hatten wir keinen rosigen Pfad, indem auch von hier die Söhne nach die Camps gefordert wurden, es war im Jahre 1918 im Oktober, als auch ihre beiden Söhne Jakob und Peter, dem Rufe folgen mußten. Es wurde der lieben Mutter schwer, die Söhne dahin abzugeben. Sie ist Großmutter über 24 Großkinder, wovon ihr 3 im Tode vorangegangen sind und Urgroßmutter ist sie über ein Kind geworen.

Sie hinterläßt mich als tiefbetrübten Gatten und Kinder.

Johann Bartel.

(Die „Post" und „Vorwärts" sind gebeten zu kopieren.)

Swift Current, Sask.

„Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr." Ps. 103, 15. 16. Die Wahrheit dieses Wortes bestätigte sich auf's neue am Ostermontag, den 2. April, hier in Swift Current, in dem der Herr die Frau des Franz Peters durch den Tod abrief. Vor einem Jahr wurde sie von einem toten Söhnlein entbunden. Bald darauf mußte sie sich einer schmerzhaften Operation unterwerfen und seitdem ist sie wohl nicht mehr so recht gesund geworden.

Am 30. März bekam sie große Kopfschmerzen und am folgenden Tage wurde sie aufs neue ins Hospital gebracht, wo der Arzt dann Gehirnentzündung feststellte. Am 2. April ½3 Uhr nachmittags wurde sie dann durch den Tod von den furchtbaren Schmerzen erlöst. Die Beerdigung fand am 5. April unter großer Beteiligung statt. Während der Sarg in die Kirche gebracht wurde, wurde stehend das Lied: „Laßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn," gesungen. Br. Js. Epp trat als erster Redner auf. Er las aus Phil. 1, 21: „Denn Christus ist mein Leben und Sterben ist mein gewinn." Schw. Peters hatte in ihren jungen Jahren den Herrn Jesus als ihren Heiland angenommen und so durfte sie im Glauben stets sagen: „Christus der ist mein Leben! Doch Sterben war für sie Gewinn. Obwohl Sterben für sie Gewinn war, bedeutet es jedoch für viele Verlust. Für Br.

Peters, der nur etwas über 4 Jahre mit ihr Freude und Leid teilen durfte, ist es ein großer Verlust. Ihr einziges Söhnlein Franky, nur drei Jahre alt, wird den Verlust seiner Mutter doppelt empfinden, weil er tagtäglich mit seiner Mutter allein sein mußte, da sein Vater fast Tag und Nacht in seinem Dienst im Hospital sein mußte. Dann haben die ausschaffenden Mädchen in Swift Current durch den Tod der Schw. Peters viel verloren. Das Heim der Geschw. Peters ersetzte den dienenden Schwestern das Mädchenheim. Hier holten sie sich Trost und Rat, hier versammelten sie sich zur Bibel- und Gebetstunde, hier fühlten sie sich zu Hause. Dann hat die Gemeinde eine betende Schweiter verloren. Doch unser h. Vater macht keine Fehler. „Was ich jetzt tue, weißt du nicht, aber du wirst es hernach erfahren."

Als zweiter Redner trat Br. Korn. Penner auf. Er las aus Ev. Joh. 14, 19: „Ueber ein kleines, so werdet ihr mich nicht seh'n, und aber über ein kleines werdet ihr mich seh'n; denn ich gehe zum Vater." Für dieses Leben sind die Verstorbenen unsern Blicken für immer entschwunden, aber über ein kleines, denn bei dem Herrn sind tausend Jahre wie ein Tag, gibt's eine Auferstehung und ein Wiederseh'n.

Inzwischen wurden vom Chor etliche Lieder gesungen. Dann, nachdem noch Gelegenheit gegeben worden, noch einmal der teuren Entschlafenen ins Angesicht zu schauen, wurde der Sarg nach dem Swift Current Friedhof gebracht. An der offenen Gruft wurde dann noch aus Offb. 14, 13: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit: denn ihre Werke folgen ihnen nach," gelesen und etliche Bemerkungen darüber gemacht und gebetet. Dann senkte sich langsam der Sarg in die Gruft hinab. Nachdem vom Chor das Lied: „Gott mit euch bis wir uns wiederseh'n," verklungen war, wurde der Friedhof verlassen. Der Herr tröste die schwer Betroffenen.

Schw. Tina Peters, gebr. Pauls, wurde am 24. April 1898 in Reinfeld, Südrußland geboren. In ihren jungen Jahren wurde sie zum Herrn bekehrt, getauft und in die M. B.-Gemeinde aufgenommen. Im Ehestande mit Br. Franz Peters etwas über 4 Jahre gelebt. Sie hat zwei Söhnlein geboren, wovon das jüngste vor einem Jahre begraben wurde.

„Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf das wir klug werden.

G. W.

Warum?

(Meinem lieben Bruder, der im Sowjetland umkam.)
(Von J. B. Wiens.)
(Fortsetzung.)

Als Jasch und seine zwei Kameraden sich zum erstenmal als richtige Schüler in der Schule zusammentrafen, empfand jeder von ihnen dieses Ereignis in seiner Weise. Jasch freute sich über die Fragen des Lehrers und noch mehr, wenn er sie richtig beantworten durfte. David nahm das Neue der Lage langsam, aber sicher auf. Hans dagegen war enttäuscht. Er hatte erwartet, daß er nun gleich zum Lesen und Schreiben kommen würde. Er konnte es nicht verstehen, warum er sonst zur Schule gekommen sei. Mit gewissem Ingrimm behauptete er daher später zu Hause, der Lehrer wisse nichts, der müsse nur immer fragen. Bald wurde jedoch allen die Schule lieb, lieb aber auch das Nachhausekommen. Schon auf der Straße der eigentümliche Syrupsgeruch, der um die Zeit wohl über dem ganzen Dorfe lagerte, entgegen. Die süßen Arbusen mußten nun ihren Saft hergeben, um gekocht und wieder gekocht zu werden, bis sich in dem großen Kochblech der reine Syrup fand.

— — — — — — — — — — —

Es war an einem heitern Sommertage. Jasch saß im Garten hinter einer Stachelbeerenstaude und schaute in die Ferne. Er wollte mal wieder zur Klarheit kommen.

„Warum muß ich immer was denken," fragte er sich und versuchte dabei einen Zeitpunkt zu erfassen, in dem er keinen Gedanken habe. Doch umsonst. Wenn er schon glaubte, er denke an nichts, so war's eben doch, daß er an sein Nichtsdenken dachte. Da kam Hans herbei.

„Was tust du hier?" fragte der, „du ißt doch nicht die sauren Beeren?"

Jasch zuckte überrascht zusammen.

„Ich aß keine Stachelbeeren, Hans," entgegnete er.

„Womit warst du denn so sehr vernommen. Hast mich nicht eher bemerkt, als bis ich dich erschreckte."

Jasch schaute zuerst etwas verlegen drein, dann aber sagte er:

„Ich versuchte, ob ich vielleicht meine Gedanken aufhalten könnte. Vermagst du ein Minute lang an nichts zu denken?"

„Ich glaube gerne, daß du hier bei den sauren Beeren saßt und an nichts dachtest. Aber jetzt denke mal daran, daß bei Warkentins im Garten die. Maikirschen schon reif sind und wieviel besser die schmecken, als dieses Gras da."

„Ja, was helfen mir die schönen Kirschen, ich habe sie ja nicht."

„Nun denke dir eben einmal, wir könnten uns leicht etliche von Warkentins holen, so hast du wenigstens einen brauchbaren Gedanken und noch was Wohlschmeckendes zu essen."

„Ich mag nicht stehlen, Hans."

„Aber Jasch, von den paar Kirschen, die wir nehmen wird keiner ärmer, daher ist das auch nicht ein Stehlen."

Jasch überlegte. Reife Kirschen waren zu dieser Zeit eine Seltenheit.

„Jetzt sitzt du wieder und denkst. Komm, wir können uns leicht in Warkentins Garten schleichen. Dort holen wir uns etliche Kirschen, essen die auf und denken dann weiterhin nicht mehr daran. Siehst, so lernst du noch was dabei."

Was Hens sagte, war nicht recht, jedoch ein paar Kirschen hätte er gerne, so stand Jasch denn auf und die beiden begaben sich zu Warkentins in den Garten. Die Kirschen waren wirklich schon rot und schmeckten gut, jedoch, als die Knaben bei ihrem Tun die Vorsicht vergessen hatten, stand plötzlich Frau Warkentin neben ihnen.

„Wer hat euch erlaubt hier Kirschen zu pflücken?" fragte die Frau in scharfem Ton.

Wie der Wind stoben die Knaben von dannen.

Etliche Tage darauf rief Vater Rempel seinen Sohn vor sich und Jasch, dem auf Vaters Frage eine Lüge noch nie gelungen war, bekannte auch sogleich seine Schuld. Ernst vermahnte ihn der Vater.

„Und jetzt," schloß der Vater, „gehst du gleich zu Warkentins und bittest um Verzeihung."

Jasch wollte lieber Schläge haben oder sonst eine harte Strafe, jedoch es half alles nichts, er mußte gehen. Wie sauer wurde ihm dieser Gang!

„Wenn ich nur Onkel Warkentin treffen könnte," seufzte er bedrückt, denn Frau Warkentin, das wußte er nur zu gut, war eine strenge und harte Tante. In dem Maße wie er sich seinem Ziele näherte, vermehrte sich in ihm der Wunsch d. Onkel allein anzutreffen. In seiner Not rief er zu Gott und bat um Hilfe. So kam er bis ans Tor, das in Warkentins Hof führte. Mehr instinktiv als bewußt, ja es war der Druck des väterlichen Gebots, der ihn in den Hof hineinlenkte. Sein Herz bebte und bat. Da — an der offenstehenden Querscheunentür sah er Onkel Warkentin vorbeigehen. Rasch eilte Jasch hinzu. Hier in der Scheune konnte er seine Schuld vor dem Onkel allein gestehen und Abbitte tun.

Als Jasch weinend und mit vor Erregung bebender Stimme sein Anliegen vorbrachte, schaute ihn der große, bärtige Mann ganz eigenartig an. „Ja," sagte er dann, „ich verzeihe dir alles. Willst du solches auch nicht mehr tun?"

Wie sollte Jasch noch einmal stehlen wollen? War ihm sein Tat doch so bitter leid.

Onkel Warkentin reichte ihm die Hand: „Dann ist alles gut, mein Junge," sagte er, ihn freundlich anschauend.

Wieder ging Jasch instinktiv die Straße entlang. Alles war so anders gekommen, als er befürchtet hatte. War es ihm erst so vorgekommen, als müßte dies Last der Schuld mit dem Bekenntnis sich erst recht drückend und quälend auf ihn legen, so wußte er jetzt ganz genau, daß ihm eine große Last abgenommen war. In ihm war es so hell wie Licht. Er versprach vor Gott von jetzt ab ein guter Junge zu sein. Auch seinem Vater wollte er alles erzählen und ihm dafür danken, daß er diesen Gang hatte tun müssen. Eine neue Welt, die Welt der Vergebung war Jasch somit erschlossen worden und in dieser Welt fühlte er sich unendlich wohl.

— — — — — — — — — — —

Nach Beendigung der Dorfschule besuchten die drei Kameraden noch eine höhere Schule, aber nach dreijährigem Studium trennten sich ihre Wege. Hans wollte Lehrer werden und trat in eine Fachschule ein. David hatte noch immer Bauer werden wollen, um später einmal seines Vaters wohlbestellte Wirtschaft zu übernehmen.

Jasch war nicht der einzige Sohn seiner Eltern, so wie David. Er hatte noch ältere und jüngere Geschwister. Sein Vater riet ihm ein Handwerk zu erlernen. Er hatte keine Neigung zu solcher Beschäftigung, jedoch, um nicht ohne Arbeit zu sein, ging er ans Erlernen des Tischlerhandwerks. Da bekam er Gelegenheit das Leben und die Lebensanschauungen der Handwerker kennen zu lernen.

David hatte sich mit seiner Beschäftigung bald vertraut gemacht. Er verstand es in des Vaters Wirtschaft manche Verbesserung einzuführen. Die Knechte gehorchten ihm als dem Wirt und schickten sich seinen Anordnungen durchweg ganz willig. Nur Waßilij, ein achtzehnjähriger Junge glaubte in ihm mehr einen Altersgenossen als Wirt zu haben. David nahm ihm dieses anfänglich auch nicht übel, als Waßilij sich darob aber verschiedentlich Nachlässigkeiten zu schulden kommen ließ, verwies David ihm das ernstlich. Darüber ärgerte sich der Junge.

„Ihr Deutschen glaubt hier d. Herren zu sein und vergeßt es, daß ihr nur als Fremdlinge nach Rußland gekommen seid," meinte er einmal aufbegehrend.

David horchte auf. „Wie," sagte er, „wer hat sich hier zur Arbeit verdungen, ich oder du?"

Waßilij schwieg.

„Wenn ich bei dir Arbeit übernehmen werde, Waßilij, dann tue ich sie so, wie du es haben willst, einerlei ob ich dich als Herren anerkenne oder nicht."

„Es ist nicht die Arbeit," meinte Waßilij „es ist die Stellung in die ihr uns zwingt, womit ich nicht zufrieden bin."

„Kanntest du nicht die Stellung bevor du in d. Dienst tratst? Ich binde dich nicht an deine Stellung und wenn du Lust hast, kannst du sie heute noch verlassen."

„Nicht du allein, David, alle Deutschen zusammen binden uns an unsre Stellung. Ihr habt hier ein Land eingenommen, das uns gehört, nun gehen wir leer aus und müssen euch dienen."

„Ist Rußland nicht groß genug? Sind da sonst keine Ländereien als diese, die uns gehören?"

Da verzog Waßilij sein Gesicht zu einer höhnenden Grimaße:

„Euch gehören hier keine Ländereien. Wir haben sie einst mit unserem Blut erworben."

Diese ganze Unterredung fand auf einer Heimfahrt vom Felde statt. Waßilij saß dabei neben David auf dem Sitzbrett des Wagens. David hatte nicht geringe Lust den Frechen vom Wagen zu stoßen, jedoch er befaßte sich. Wie sollte er mit einem Knecht handgreiflich werden? Waßilij aber hatte augenscheinlich Lust die Sache auf die Spitze zu treiben.

(Fortsetzng folgt)

„Rufe mich an in der Not, . . .“

Eine Erzählung für Jung und Alt.

Von Humani Petalus.

Alle Rechte vom Verfasser vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Nein, Gott, Du kannst nicht so grausam sein! Du bist ein Gott der Liebe, darum rette mich, errette mich um deines Erbarmens willen!“ . . . .

Erschöpft sank Walde in den Sattel. Er konnte sich nicht mehr in knieender Stellung auf dem Sattel halten. Langsam glitten seine Füße ins Wasser. Er spürte die Kälte des Wasser an den Füßen nicht mehr. Die Füße waren erstarrt.

Jetzt tat eilige Hilfe Not!

Gespannt horchte er in die Nacht hinaus. In der Ferne hörte er das sich entfernenede Gebell der Hunde. Wie hatte er doch nur so einfältig sein können und auf Rettung hoffen durch Scharik. . . . ? !

Das wäre ja ein Wunder! Ja, ein Wunder müßte schon geschehen, denn nur eine höhere Macht, die sein, Waldes, Schicksal in ihrer Hand halte und sich um ihn bekümmere, an ihn persönlich interessiert sei, könne die Hilfe von Tjupius Chutor, die seine einzige Hoffnung war, noch rechtzeitig eintreffen machen.

Es müßten schon übernatürliche Kräfte diese Hilfe zuwege bringen, schaffen, machen, den ein blinder Zufall hatte hier schon keine Schanzen.

Und flehend hob Walde seine Hände gen Himmel und betete: „Gott, allmächtiger Gott!“

„Du hast gesagt: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen!

Ich rufe Dich, Gott Vater! Du siehst meine Not! Hilf mir! Rette mich, wenn, wenn Du nicht hilfst, bin ich verloren! Tue ein Wunder und zeige mir deine Hilfe, so will ich glauben und mein Leben dir weihen. . . .

Laut bellten die Hunde bei Tjupius Chutor auf und schwiegen dann plötzlich ganz still.

Walde vernahm es und seine Hände sinkenlassend, horchte er. Es schien ihm, als höre er eine Menschenstimme. . . . .

„Eins! Zwei!“ . . . . .

„Eins! Zwei!“ . . . . .

„Eins! Zwei!“ feuerte er wieder sechs Schüsse ab.

Sogleich antwortete die Meute auf Tjupius Chutor mit lautem Geheul.

Wieder wartete Walde und horchte.

Wieder verstummte die Meute, nur Schariks Gekläff war zu hören. . . . !

Mit zitternden Händen und steifen Fingern lud er den Browning noch einmal; mehrere Patronen fielen dabei schon ins Wasser.

Völlige Stille auf Tjupius Chutor. . . . .

„Eins! Zwei! . . . .

„Eins! Zwei! . . . .

Schoß Walde sein Notsignal und ehe er noch die nächsten zwei Schüsse abgegeben hatte, kam von Tjupius Chutor die heißersehnte Antwort:

„Eins!“ . . . . . .

„Zwei!“ donnerten zwei Flintenschüsse von Tjupis Chutor herüber zu Walde.

„Gerettet! Hilfe kommt!“ jubelte er in überwältigender Freude und schoß seine zwei noch im Browning verbliebenen Patronen ab.

Der Browning entfiel seinen Händen und verschwand im Wasser, er achtete nicht darauf.

Prompt antwortete man wieder mit zwei Schüssen von Tjpius Chutor.

Waldes Kräfte fingen an zu versagen. Langsam sank er vornüber auf den Hals des Pferdes und wartete. Jetzt, da er wußte daß Hilfe komme, ließen auch seine überspannten Nerven und Willenskräfte nach.

Er versuchte sich wach zu erhalten, aber mit nur wenig Erfolg. Seine Hände sanken nach und nach am Halse Ssokolls entlanggleitend hinab bis ins kalte Wasser. . . . .

Walde spürte die kälte des Wassers nicht.

Wie im Traum hörte er das Geheul der Meute näherkommen, hörte mehrere Schüsse, fand aber nicht die Kraft, sich aufzurichten.

Dann schwanden ihm die Sinne, er schlief. . . . ! Zwei kurz aufeinanderfolgende Schüsse, aus nächster Nähe abgefeuert und das Geheul der Meute weckten ihn

Mit dem Aufgebot aller Willenskraft, sich mit den Händen auf Ssokoll's Hals stützend, richtete er sich im Sattel etwas auf.

„Fort mit euch! Schweigt!“ überschrie eine Stimme das Geheul. Die Hunde liefen zurück und schwiegen.

Der Laut der menschlichen Stimme und die Gewißheit, daß Hilfe nahe, fachten Waldes Lebensgeister zu neuen Anstrengungen an.

„Rettet! Rettet!“ rief er so laut er konnte.

„Halte aus auf dem Pferde, sonst bist du verloren! Zu dir kann ich nicht, aber bald kommen die Arbeiter vom Chutor mit Stangen, Brettern und Leitern, dann ziehen wir dich heraus!“

„Solange halte ich es nicht aus! Ich kann mich nicht mehr länger aufrecht im Sattel halten!

Seit Sonnenuntergang stecke ich hier bis über die Hüften durchnäßt im kalten Wasser!“

„Dann bleibt kein anderer Weg zur Rettung als daß ich dich durchs Wasser schleppe. Ich habe hier ein sechs Faden langes Seil; das werde ich dir zuwerfen, hasche es!“

Das Seil sauste durch die Luft, fiel neben Walde ins Wasser, aber der war zu schwach, es zu erhaschen oder es aus dem Wasser zu fischen.

„Ich kann nicht!“ rief der verzeifelt, „die Kräfte reichen nicht, mich im Sattel seitwärts zu neigen; dazu bin ich noch im Sattel festgefroren!“

„Das ist dein Glück, sonst lägest du vielleicht schon lange im Wasser! Aber vielleicht kannst du dir eine Schlinge über den Kopf bis unter die Arme streifen?“

„Ich denke ich kann, wenn ich die Schlinge nur erst in die Hände bekomme.“

„Schlage dir die Hände um die Schultern und versuche die Arme geschmiediger zu machen, aber falle nicht ins Wasser. Gleich sollst du die Schlinge haben.

Wonjutsch(Stinktier, Schimpfwort für Hunde.)! Komm her! Hier, bringe dieses Seil dahin! Trags dahin! Gibs dem Manne! Geh!“

Der kleine Köter, den Walde Scharik genannt hatte, faßte das Seil mit den Zähnen und schwamm auf Walde zu. Der Mann am Ufer ließ das Seil langsam ins Wasser gleiten um es dem Hunde leichter zu machen. Schwer hatte Scharik zu ziehen, aber wacker kämpfte er vorwärts, bis er seine Schnauze auf Ssokolls Hals legte, dicht neben Waldes Hand. Der ergriff die Schlinge und Scharik schwamm zurück.

„Streife dir die Schlinge über und wenn du fertig bist, rufe!“

Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es Walde schließlich die Schlinge über den Kopf zu bringen und unter den Armen festzuziehen. „Fertig!“ rief er.

„Jetzt passe auf! Sobald ich „Vorwärts!“ rufe, neige dich links soviel du kannst. Ich habe das Seil am Sattelgurt meines Reitpferdes gebunden u. werde dich ans Ufer schleppen! Fürchte dich nicht vor dem Wasser! Kälter als du bist, kannst du schon nicht werden. . . . .

„Halt! Warten sie! Ich bin noch nicht fertig!“ Vor sich, am Sattelknopf hängend, bemerkte Walde sein Portfolio, das sein ganzes Vermögen enthielt. Er steckte seine Hand durch die Tragbügel und schob ihn bis zum Ellbogen. Wenn er die Hand schloß, konnte der Bügel nicht hinabgleiten.

„Ich bin fertig! Mit Gott!“

„Schließe Mund und Augen! Vorwärts!“

Das Seil straffte sich und langsam wurde Walde aus dem Sattel ins Wasser gezogen, doch, als erst das kalte Wasser über ihn zusammenschlug, fühlte er sich mit rasender Geschwindigkeit vorwärts gezogen.

Das Wasser drang ihm in die Nase, in die Ohren und durch die Kleider. Das Zugseil schnürte ihm die Brust zusammen . . . . er hielt den Atem an bis die Lungen zu sprengen drohten . . . . dann . . . .

Ehe er das Ufer erreicht, hatte er das Bewußtsein verloren. . . . .

Als er wieder zu sich kam, war es ihm, als werde er in Einem fort geschaukelt und, daß die Schaukel nicht ausschwingen könnte.

Auf! — und Ab! —

Jedesmal gab es einen heftigen Stoß, und er schlug abwechselnd mit Händen und Füßen gegen einen weichen Gegenstand. . . . .

Er konnte sich nicht zurecktfinden; ihn fror nicht mehr. Das Schaukeln schien ihn warm zu machen. Nur, daß er mit dem Bauche über das Schaukelbrett gehängt war, war so unbequem; es verursachte ihm heftige Schmerzen und er versuchte sich zu wenden, um in eine bessere Lage zu kommen.

„Heh! Du (Der Russe jener Gegend spricht jeden mit „Du“ an.) da, liege still, wenn du erwacht bist. Wenn du tobst, fliegen wir beide hinab!“ sagte eine laute Stimme neben oder unter Walde.

Er konnte sich nicht erklären woher sie kam, wo er sich befinde, was mit ihm gemacht werde.

Das Schaukeln erwärmte ihn, denn er fühlte eine angenehme Wärme seinen Körper durchrieseln und sein Gedächtnis fing an zu arbeiten. . . .

— Ja, so wars gewesen! Er war im Wasser stecken geblieben und. . . .

„Ruhig, Freundchen! Ruhig! Gleich sind wir da!“ rief dieselbe Stimme wieder. Dann erscholl von derselben Stelle ein gellender Pfiff. Einen Lichtschein sah Walde unter sich u. dann hörte das Schaukeln plötzlich auf.

Er konnte sich weder rühren noch sprechen, oder hören was gesprochen wurde und sehen, was um ihn vorging.

„Väterchen, was hast du da für ein seltsames Wild über der Schulter hängen?“ rief lachend eine Mädchenstimme und eine Laterne wurde Walde vors Gesicht gehalten.

„Das ist kein Wild, du Krabbe! Das ist ein Fisch, d. ich u. Wonjutsch bei der Bjabkowo Furt aus dem Wasser geangelt habe. Und jetzt laufe und sage Mutter, sie soll in d. Wohnstube auf dem Ofen ein Bett aufmachen und dann herkommen.

Du, Nadia, heize gleich das Dampfbad an!

Hej, Waßilj! Komm nimm mir mal diesen Fisch ab! Schnell doch! Was stehst du da und rührst dich nicht! Klappe deinen Mund zu und öffne die Ohren! Komm näher! Er beißt nicht!“

Jetzt erst gewahrte Walde, daß er über der Schulter des Sprechers, der zu Pferde saß, hing.

Waßilj war zögernd herangekommen und Walde wurde langsam und behutsam von der Schulter des Reiters auf die Schulter des Waßilj herabgleiten gelassen.

„Vorsichtig! Daß du ihn mir nicht zerbrichst! Seine Arme und Beine sind steifgefroren und erstarrt! Halte ihn im Vorhause, bis ich ihn dir da abnehme!

Langsam trug Waßilj den Walde ins Vorhaus. Der Reiter war schon vorausgeeilt, nahm Walde wie ein Kind in seine Arme und legte ihn auf ein bereitgestellte, harte Bank.

„Mutter, bringe die große Schere und das Fleischmesser mit! Wir müssen ihm die Kleider vom Leibe und die Schuhe von den Füßen schneiden, anders bekommen wir die nicht herab.

Du, Waßilj, nimm die große Butte und hole weichen feinen, Schnee. Hinter dem Speicher in der großen Düne wirst du solchen noch finden.

, Ach, bist aufgewacht, Freundchen! Schön, schön! Danke Gott, daß du beim alten Tjupin bist! Der versteht sich auf solche Sachen!

Bei Gott! Der Tod ging dir nahe vorbei! Aber jetzt ist alles gut! Jetzt fürchte dich nicht mehr!

Morgen sollst du gesund und munter sein, — wenn dir meine Kur vielleich auch etwas kitzlich vorkommen wird,“ fügte er dann lachend hinzu.

(Fortsetzung folgt)

Kerlchen.

(Fortsetzung.)

Rotbach, den 1. Januar.

Das Glück, die schöne Göttin wars zwar nicht, die gestern Abend zu mir hereintrat, aber doch das gute, alte Mamsellchen, die mich zu ihrem grenzenlosen Staunen in Tränen, eiskalt und in weißer, rauschender Seide vorfand. Sie brachte eine Tasse Kamillentee, und als ich ihn erst heruntergeschluckt hatte, da erzählte ich dem guten Seelchen alles — alles — und — sie wurde beinahe vom Schlage gerührt.

Zuerst glaubte sie, ich redete im Fieber und drängte mir den Kamillentee auf, und dann, als sie die Wahrheit einsah, wollte sie vor Staunen und Ehrfurcht nicht neben mir sitzen bleiben, und dann — dann — kam alles so unglaublich rasch, — wie. soll ich's richtig schildern?

Schlittengeklingel, — Riesenschritte die Treppe herauf, — die Tür wurde aufgerissen, und da lag ich in den Armen meines Fritz, und Mamsellchen saß steuerlos im Sofa und weinte laut, dann schlich sie sich still hinaus.

„Mein Einziges — o mein Gott, was magst du ausgehalten haben!" rief Fritz und ich sah in sein blasses Gesicht, das noch die starken Spuren überstandener Krankheit trug und fühlte den heftigen Schlag seines Herzens. Ich schlang meine Arme um seinen Hals und ließ willenlos den Strom seiner Zärtlichkeit über mich ergehen.

Endlich ließ er mich aus seinen Armen.

„Wie wunderschön bist du, Kerlchen!" rief er, „was für ein entzückendes, liebliches Frauchen führe ich in das Schloß meiner Väter!"

Ich konnte gar nichts sagen, ich war ganz trunken vor Glück, —ganz überwältigt war ich, daß er mich schön fand, — mir hatte das ja noch niemand gesagt.

Und dann saß ich plötzlich neben ihm warm eingepackt im Schlitten und hörte im Dahinsausen, daß niemand in Rotbach eine Ahnung von seinem Staatsstreich hätte, die säßen dort und warteten wohl mit dem Sylvesteressen auf ihn, — er sei aus dem Zimmer gestürzt bei den ersten spitzen Worten der Stiftsdame, die er ihr nie verzeihen würde, und wenn er hundert Jahre alt würde.

„Wie kommen Sie dazu, bester Herr von Rumohr, nach Weras Anstandsdame und meiner Stütze zu fragen?"

Dann hielt der Schlitten vor Schloß Rotbach.

Das Vestibül war hell erleuchtet, — ein alter Hausmeister half mir aus den Decken und Pelzen heraus, an Fritzens Arm schritt ich in die Vorhalle. Ein mächtiger Spiegel warf meine Gestalt zurück, ich schmiegte mich ängstlich an Fritz, u. er streichelte zärtlich meinen zerzausten Lockenkopf.

„Wie blaß du bist," flüsterte er, — „o mein Kerlchen, wie soll ich alles wieder gut machen!"

Er war so ernst, — wieder reichte er mir den Arm und schritt hochaufgerichtet und feierlich mit mir zu einer Flügeltür, welche ein Diener lautlos zurückschlug.

Da saßen sie alle versammelt mit verlegenen, zornigen Gesichtern, — ich aber sah nur eins, — das liebe, blasse Gesicht meines Muttchens, das mich mit einem Jubelruf an sein Herz nahm. Dort ruhte ich still und geborgen, bis die ernste Stimme meines Fritz laut durch das Zimmer hallte:

„Ich bitte um Verzeihung, daß das Fest sich verzögerte. Es konnte doch unmöglich Verlobung gefeiert werden, so lange die Braut fehlte. Ich habe die Ehre, Ihnen meine Verlobte vorzustellen."

— — — — — — — — — — —

Still, still — ich will nichts weiter schreiben. Ich bin ja so froh, bin nicht mehr heimatlos! Fritz kommt, — m e i n Fritz von Rumohr.

„Kerlchen, süßes, süßes, goldiges Kerlelein, bist du glücklich?"

„Toll!"

— — — — — — — — — — —

„In meiner Heimat da wird es jetzt Frühling!"

Fritz schreibt, daß in Thüringen schon dicke Knospen an den Sträuchern sind, daß ganz Rotbach an seinem Festgewande arbeitet, zum Einzuge der Herrin. Der närrische Friedel! Er hält immer noch daran fest, daß unsere Hochzeit im Mai sein soll, trotzdem wir alle ihn schon längst überzeugt davon glaubten, daß sie erst im Oktober sein kann. Aber Fritz tut, als ob der Oktober im Monde läge und alle fünf Jahre einmal herunterstiege, während mir die Zeit, die noch bis dahin liegt, riesig knapp vorkommt. Denn ich bin ja noch u r - d u m m und muß noch rasend viel lernen, sonst dreht schließlich mein Fritz noch vor dem Standesamt um.

Bis jetzt sind wir ja wenig beisammen gewesen, da hat er's nicht so gemerkt, ich glaube, er meint, ich bin ein ganz vollkommener Engel, dem eben nur gerade die Flügel fehlen.

Ich bin nun in Buchenwalde, um zu lernen, Aussteuer zu nähen, Kochen, Einmachen intus zu bekommen, die Landwirtschaft gründlich zu studieren (weshalb Onkel einstweilen mächtige Fuhren Dünger in der Nähe meines Zimmers hat auffahren lassen), kurz, um eine vollendete Hausfrau zu werden.

Mein Fritz hat zwar den unberechtigten Ausspruch getan: „Kerlchen kann alles", aber da hatte er bei den Buchenwaldern, die alle durch die Bank so tüchtig sind, in ein Wespennest gestochen, und als Tante Hedwig sich zu 'ner Reichstagsrede rüstete, da gab er Fersengeld und ließ seinen armen Kerl in einem Berg von Leinwand und Wirtschaftssorgen zurück. So sind die Männer.

Allerdings, als er mich einmal so eifrig Namen sticken sah, da muckte er auf und wurde in der Folge etwas rasend. Ich solle nicht so gequält werden, rief er, ich solle sein Sonnenscheinchen sein und weiter nichts. Er kann überhaupt furchtbar heftig werden, und wenn wir beiden Hitzköpfe erst zusammen hausen, könnten unsere leichteren Möbel und Haushaltungsgegenstände wohl etwas ruiniert werden.

Fritz behauptete, die Beschaffung der Aussteuer sei seine Sache, ich solle in das fertige Nestchen kommen und alles, alles von ihm annehmen.

Aber das kann ich nicht. Das will ich nicht! Ich will meine Leibwäsche allein beschaffen und will mein Stübchen, meine kleine, liebe, eigene Bude mitbringen, es soll genau so aussehen, wie meine Schwarzhausener Bude. Und mein eigenes geliebtes Feldbett wird schön neu zurecht gemacht, oh, ich bin ja gar nicht so arm, meine Muusch hat mein Sparkassenbuch nicht angerührt, da sind die größten Summen drin, die Stundengelder vom alten Johannsen, dann noch etwas von Onkel Liskow und — kurz — Fritz soll nicht alles beschaffen.

Er läßt ja Rmohr und Rotbach schon von Kopf bis zu Fuß einrichten, besonders Rotbach entsteht ganz neu nach dem Brande und dort in unserm Thüringen werden wir hauptsächlich wohnen.

Ich hab' das Herrenhaus selbst zeichnen dürfen, ein weißes Haus mit großen Fenstern und acht Säulen und einer Riesenterasse.

Wunderbar hat der Baumeister den alten, vom Brande verschont gebliebenen Teil des Schlosses ausgebaut und erneuert, das ist jetzt so ein recht liebes, trautes, efeumranktes Nestchen geworden darin will mein Muttchen hausen, mein geliebtes.

An alles hat Fritz gedacht und zarte, liebe Ueberraschungen ausgesonnen, er ist so groß und gut, mein Muttchen hat immer helle Tränen in den Augen wenn sie mit ihm spricht und kann nur ja und amen zu all seinen Plänen sagen.

Nur was die Aussteuer betrifft, da denkt sie, wie ich. Onkel Waldemar sagt: „Ihr habt so 'ne verdammte Art, den Kopf zurückzuwerfen und dann kommt der ‚Schliedensche Tück' hoch." Mag sein! — Er hat ihn ja selbst, den Schliedenschen Tück.

Fritz schenkt so beinahe alles, selbst das Brautkleid wird, nach Thüringer Sitte, seine Gabe sein.

Die Cousinen möchten natürlich, daß wir in Rumohr wohnten, aber Rotbach ist größer und braucht den Herren mehr, doch hat mir Fritz gesagt, daß wir im Winter nach Rumohr ziehen und dann den herrlichsten Schlittenverkehr mit Buchenwalde pflegen wollen.

Augenblicklich ist Fritz in Rotbach und hat viel zu tun, schreibt aber trotzdem jeden Tag. Er sehnt sich tot nach mir, wie er behauptet, während ich — —

Doch — doch, — ich sehne mich ja auch, — o unsäglich bange ich mich nach ihm — hier kann ichs ja ruhig niederschreiben, aber — ich kanns nicht so sagen, ich kann es nicht und ich will es nicht. . . .

Wenn Fritz kommt — — dann ist er wie ein Sturmwind. Nur für ihn soll ich da sein, alles andere beiseite setzten, er ist unbeschreiblich zärtlich, stürmisch — — — o — ich — ich finde, er ist sehr gut in Rotbach aufgehoben, mann kann viel mehr tun und so schön fleißig sein, wenn er fort ist.

Auch bin ich doch nicht so unausgesetzt den Neckereien der Walküren unterworfen, als wenn er da ist.

Es ist merkwürdig, welch feinen Geruchsinn sie haben müssen, denn sobald Fritz sich anmeldet, melden sich sicher auch die Drei an, oder wenigstens Munke erscheint plötzlich zu Pferde und tut nie sonderlich überrascht, ihn vorzufinden.

Ich bin auch überzeugt, daß sie dann über jede unserer Handlungen Protokoll führt, denn die Walküren rechnen mir später immer jeden Kuß vor.

Aber prächtige Menschen sind's doch und wie sie sich über meine Verlobung gefreut haben, das ist einfach unbeschreiblich.

Fritz hat sich auch ihre schriftliche Glückwünsche aufgehoben; sie waren so, — wie die Walküren eben sind.

Bümi schrieb: „Na habt Ihr Euch endlich? So sei denn das Schicksal gelobt, getutet, geblasen, gepfiffen und getrommelt. Ihr habt Euch! Kerlchen, ich muß Euch zusammen sehen. O Kerlchen, es muß so zum Radschlagen sein, Dich als Braut zu sehen. Spreizt Du nach alle zehn Finger auseinander und bekommst Du eine eiskalte Stirn, wenn er kommt? Wie Du es früher bei jeglichem Männlein und Weiblein machtest? Oder hast Du Dich furchtbar verändert? Ich gehe unter vor Neugier, aber wundern solls mich nicht, wenn er Dich „bei klein" auffuttert, Du süßes Kerleleini. Nur Einer trauert und das ist — — Franz! —

Franz, mein angetrauter Ehemann. Er gönnt Dich dem Rumohr nicht, er gönnt Dich überhaupt niemand.

Einen schwarzen Flor hat er sich um die große Zehe getan und seinen Patienten verschreibt er nur schwarze Arznei. Es ist ein Kreuz mit ihm. Komm nur bald nach Buchewalde, hörst Du?

Und melde es uns, wenn Du dort bist, ich muß Dich sehen! Und Fritz von Rumohr muß mir 'n Kuß geben. Ich bestehe darauf. Du bist so gut, wie unsere vierte Schwester, ergo ist er unser Bruder. Also bereite ihn schonend vor.

Und nun, liebes, liebes Kerlchen — — sieh das war alles toller Unsinn, was ich oben gesagt.

(Fortsetzung folgt)

Adressenveränderung.

J. H. Enns, früher — 510 Alexander Ave, Wpg. Jetzt — 391 Pacific Ave, Winnipeg.

Neueste Nachrichten

— Wien. — Der einstige sozialistische Führer Korbel erlag in einem Hospital einer Stichwunde, die ihm, wie man glaubt, von Mitgliedern einer sozialistischen Fehme beigebracht wurden.

— Schon vor den Osterferien war das Relief-Gesetz 1934 lange besprochen worden und hatten die Liberalen immer wieder Opposition gemacht wegen zwei Bestimmungen der Vorlage, die auch schon im Relief-Gesetz von 1933 vorhanden waren. Diese Bestimmungen sind, die, daß einmal der Betrag, für Relief bestimmt, nicht genau festgesetzt ist und daß zweitens die Regierung sozusagen freie Hand hat, Maßnahmen zu ergreifen, die sie für notwendig hält zur Erhaltung „des Friedens, der Ordnung und der guten Regierung im Lande."

Gegen diese Bestimmungen hat die Opposition, wie schon gesagt, sich, immer wieder gewandt und dadurch die schnelle Annahme des Gesetzes hintertrieben. Obgleich man der Regierung nichts anhaben kann, daß sie diese Vollmachten in ungehöriger Weise gebraucht hätte, weisen Herr King u. seine Anhänger immer darauf hin, daß sie nicht gewillt seien der Regierung einen sogenannten „blank cheque" zu geben und der Regierung Vollmachten zu erteilen, die nach ihren Behauptung nur dem Parlament von Canada zukommen.

— Moskau. — Die Ver. Staaten wurden kürzlich gewarnt, daß die Sowjet-Union, wenn nötig, „ohne amerikanische Waren auskommen kann," falls man durch Annahme der Johnson-Bill einen Druck auf die Sowjets ausüben will, alte Schulden des Zarenreiches an Amerika zu bezahlen. In Kreisen, die der Sowjet-Regierung nahe stehen, wurde dieser Schritt „als ein aussichtsloses Unterfangen" bezeichnet.

„Ich möchte Sie daran erinnern," erklärte der Wortführer, „daß die Versuche schon früher v. anderen Regierungen unternommen wurden, als die Sowjets noch nicht so stark waren. Diese Bemühungen sind stets fehlgeschlagen." — Sie nehmen alles und zahlen nichts.

— Die jüngsten außenpolitischen Erklärungen des bulgarischen Ministerpräsidenten Muschanoff in der Kammer finden über den Balkan hinaus beträchtlichen Widerhall. Muschanoff hat eine Reihe grundsätzlicher Fragen der internationalen Politik berührt, die das allgemeine Interesse mit Recht in Anspruch nehmen und nicht sobald aus der Diskussion verschwinden werden. Hierbei zeigen gereizte Kommentare, die seine Ausführungen über die Revision und über die Organisation des Friedens in einem Teil der französischen Presse fanden, wie weit man in Europa, auch abgesehen von der hauptsächlich die Großmächte angehenden Abrüstungsfrage, noch von einer Verständigung über die wichtigsten Probleme des Zusammenlebens und der Zusammenarbeit der Nationen entfernt ist.

— Tokio. — Der Chef der Handelsabteilung des japanischen Auswärtigen Amtes, Saburu Kurusu, sucht Verhandlungen über ein Abkommen mit den Ver. Staaten einzuleiten, unter dem die zollfreie Zulassung japanischer Rohseide in Amerika und amerikanischer Baumwolle in Japan sichergestellt werden soll.

— Lima, Peru. — Nach einer Depesche aus Puno nahe der bolivianischen Grenze sind bei der Revolte der Kadetten in La Paz am vorletzten Donnerstag 120 Personen getötet und mehrer hundert verletzt worden.

— Tokio. — Kriegsminister General Senjuro Hayashi reichte sein Rücktrittsgesuch ein, weil sein jüngerer Bruder, ein früherer Abgeordneter und Bürgermeister von Tokio, wegen korrupter Amtshandlungen zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt worden ist.

— Shanghai. — General Hans von Seeckt, der frühere Chef der Heeresleitung und Schöpfer des deutschen Nachkriegsheeres, ist vergangene Woche in Shanghai angekommen, um der erste militärische Berater der chinesischen Nationalregierung zu sein.

General von Seeckt kam auf Ersuchen Chiang Kai Sheks, des Chefs der chinesischen Regierung, nach China. Er ersetzt General Georg Wetzell, einen anderen deutschen Heerführer der Chiang Kai Sheks zwei Jahre als Berater zur Seite stand.

— Die Wertlosigkeit des Völkerbundes für die Aufrechterhaltung des Weltfriedens wurde von dem bekannten Washingtoner Journalisten Frank H. Simonds vorausgesagt, weil der Völkerbund ohne die Mitwirkung Deutschlands, der Vereinigten Staaten, Japans und Rußlands keine fruchtbare Arbeit leisten könne.

— Ganz nach deutschem Muster will Polizeikommissar O'Ryan von New York die Sterilisierung von Verbrechern durchführen. O'Ryan geht in seiner Forderung soweit, daß er jede Person, die zweimal wegen verbrecherischer Vergehen für schuldig befunden wurde, sterilisieren lassen würde. Der Polizeikommissar sieht in der Sterilisierung einen Weg zur Ausrottung des Verbrecherunwesens.

— La Paz, Bolivien. Das Oberkommanda berichtet, daß bolivianische Flieger zwei Kolonnen eines Motortransports und ein Munitionsdepot der Paraguyaner zerstört haben. Der Bericht meldet auch einen Infanteriesieg im Pilcomayo-Abschnitt.

— Asuncion, Paraguay. — Das Kriegsministerium meldet, daß die Truppen Paraguays im Gran Chaco das Fort La Concha, 16 Meilen südöstlich von der wichtigen bolivianischen Feste, Fort Ballivian, genommen haben.

— Berlin. — Prinz Louis Ferdinand, ein Enkel des Ex-Kaisers, bereitet sich so intensiv auf die im Juni stattfindenden „Rund-um-Deutschland Luftrennen" vor, daß er seine Mußestunden, die er als hiesiger Vertreter der Ford Motor Company hat, seiner weiteren Ausbildung als Flieger widmen wird.

Louis Ferdinand besitzt eine amerikanische Fliegerlizens, die er sich während seines Detroiter Aufenthaltes erworben hat. Er will nunmehr für eine höhere deutsche Lizens trainieren und dann an den Wettflügen teilnehmen.

— Moskau. Die sieben russischen Flieger, die 101 Russen von dem Eise der Arktis retteten und damit ein glänzendes Kapitel im menschlichen Kampfe gegen die Elemente des hohen Nordens schrieben, sind mit der höchsten Ehrung ausgezeichnet worden, die Sowjetrußland gewähren konnte.

Durch besondere Empfehlung Joseph Stalins und anderer hoher Regierungsbeamten wurde ein neuer Titel für sie geschaffen, nämlich „Helden der Sowjet-Union", und außerdem erhielten sie und ihre Mechaniker den Lenin-Orden und als Geldbelohnung ein Jahresgehalt.

Der Lenin-Orden ist die begehrteste Auszeichnung des Rätebundes. Den Geretteten selbst ist von der Räteregierung der Orden des Roten Sterns bewilligt worden.

— Genf. Vorbereitungen zum Beitritt Sowjetrußlands in den Völkerbund sind in vollem Gange. Die Basis für den russischen Eintritt in den Völkerbund wird seit Tagen und Wochen hier schon gelegt. Längere Konferenzen finden bereits zwischen Boris Stein, dem russischen Vertreter, sowie Dr. Benesch, dem tschechischen Außenminister, u. Titulescu von Rumänien statt, um die kleine Entente zur Anerkennung Sowjetrußlands zu bewegen.

Der Eindruck herrscht in Genf vor daß Rußland nur noch auf eine Einladung zum Beitritt in den Völkerbund wartet. Voraussetzung für den Beitritt soll aber sein, daß weitere Länder und vor allem die Mächte der Kleinen Entente die Sowjetrepublik anerkennen.

— Der kühne Versuch der deutschen Regierung, für den sich ihre beste Kraft, der Führer selbst, einsetzte, mit den westlichen u. östlichen Nachbaren über alle ungeheuren Schwierigkeiten hinweg zu einer Ausgleichungsgrundlage zu gelangen, führte im Osten zu den ersten greifbaren Erfolgen. Der unsinnigste aller Wirtschaftskriege, der deutsch-polnische, wurde zum Abschluß gebracht. Der Wirtschaftsfriede zwischen Deutschland und Polen, der nun zustande gekommen ist, bedeutet nicht nur eine Niederlegung der Waffen, sondern ein Entgegenstrecken der Hände zu einer wirtschaftlich für beide Länder und Völker tragbaren und förderlichen Zusammenarbeit. Im Wirbel der Weltereignisse, der uns täglich, stündlich vor neue Fragen, vor neue Ueberraschungen stellt, darf die Bedeutung des deutsch-polnischen Handelsabkommens weit über die Wirkung für die deutsche und die polnische Wirtschaft hinaus nicht verkannt werden. So äußerte sich auch Lloyd George mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß Adolf Hitler „bisher der einzige" von allen Staatslenkern sei, der nicht nur Friedensnoten loslasse, sondern Friedenstaten von außergewöhnlichem Mut" vollbringe.

Die Tat der deutschen Führung, die das wohlverdiente Glück hatte, bei Pilsudski auf Verständnis und Vertrauen zu stoßen, kann auf den ganzen Verlauf der Weltereignisse von heute nicht ohne Folgen bleiben. Das nationalsozialistische Deutschland erweist sich als einer der Kristallisationspunkte, ja gegenwärtig als der nahezu einzige und jedenfalls wirkungsvollste, für die Wiederherstellung des Weltfriedens. Wenn es möglich ist, daß so ungeheuerlich gegeneinander aufgehetzte Völker und Staatsleitungen wie die Polens und Deutschlands in so kurzer Zeit zueinander eine Brücke zu schlagen verstehen, dann muß doch aller Welt deutlich werden, daß es keine noch so kritische politische Frage gibt, die nicht durch guten Willen, ohne Gewalt, ohne Blut, ohne Aufregung zu einer befriedigenden Lösung gebracht werden könnte.

Das Wesentlichste, das man von einem Handelsabkommen zwischen Deutschland und Polen, abseits von den Einzelbestimmungen, sagen kann, besteht in der Hervorhebung, daß hier endlich einmal ein Vertrag ohne Krampfhaftigkeit ohne versteckte Fallen, ohne Widerhaken geschaffen wurde. Es ist der Versuch gemacht, das Verfahren der gegenseitigen Uebervorteilungskünste, das bei Handelsverträgen oft eine so verderbliche Rolle gespielt hat, gänzlich auszuschalten und einen Weg zu suchen, der den Lebensnotwendigkeiten der Wirtschaft beider Völker gerecht wird. Das bedeutet Opfer für beide, aber eine Bemessung der Opfer zu möglichst gleichen Teilen. Geschaffen wurde nicht ein diplomatisches Kunstwerk der dialektischen Geschmiedigkeiten, sondern ein handlicher Verfahrensplan des praktischen Lebens, bei dem es nicht auf das Wort, sondern auf den Sinn, nicht auf Auslegungsakrobaterei, sondern auf das Wohlergehen und die Zufriedenheit beider Vertragsteile ankommt.

Das ist neu in der Welt der Diplomatie.

— München. — Prof. Dr. Oskar von Miller, der Begründer des hiesigen deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik, ist im Alter von 78 Jahren gestorben.

— **Washington, 3. April. Führer** des Hauses treffen ihre Vorbereitungen, um morgen mit dem Verhör zu beginnen, welches sich eingehend mit den von Dr. William Wirt, Gary, Ind., gegen Mitglieder des „Brain Trusts“ erhobenen Beschuldigungen befassen soll. Bekanntlich hat Dr. Wirt behauptet, der „Brain Trust“ plane eine Soviet-Regierungsform in den Ver. Staaten und habe Präsident Roosevelt die Rolle des Russen Kerenski zugeschoben. Die meisten des „B. T.“ sind dazu Juden.

In der Zwischenzeit hat Senator Smith Brookhart von Jowa, der gleichzeitig Handels-Sachverständiger für auswärtigen Handel unter der A.A.A. — Agricultural Adjustment Aministration — ist, eine kleine Sensation in Washington hervorgerufen. Er hat nämlich in einer Rede erklärt, Rußland sei das ideale Plätzchen der Welt.

Wie berichtet wird, erklärt Brookhart, in Rußland habe jedermann Arbeit (!), Essen (?), Alterspension (?) u. ärztliche Hilfe (?) u. verglich diese Zustände mit denen in den Ver. Staaten. Er wies darauf hin, daß es den Ver. Staaten besser gehen würde, wenn sie den russischen Plan annehmen würden. Er gab seiner Genugtuung darüber Ausdruck, daß dieser „ausgleichende Vorgang“ bereits in den Ver. Staaten begonnen habe.

— **Moskau, 5. April. Maxim** Litwinow, der Außenkommisar, verpflichtete gestern Abend die Sovietunion öffentlich für die Sache des Weltfriedens.

Der Außenkommissar versah jedoch sein Versprechen „mit Zähnen“ und erklärte, da die Rote Armee bereit zum Kampf ist, falls das Führerprogramm Sovietrußlands hinsichtlich Abrüstung und guten Willen behindert wird.

— **Chicago, 5. April. Vor einer** offiziellen Untersuchungsbehörde wurden sensationelle Behauptungen über Torturen und Mißhandlungen in mittelweitliche Korrektionsanstalten und Irrenasylen laut. In Illinois, Wisconsin und Jowa hörten Untersucher beinahe unglaubliche Geschichten über die Zustände in den Anstalten. In einem halben Dutzend dieser Institute sollen erstaunliche Grausamkeiten verübt worden sein. Beweise für tötliche Prügelstrafen, Vergiftungen, Behandlung mit Totschlägern und Bädern in kochendem Wasser wurden beigebracht.

In Wisconsin stellte ein Legislaturkomitee Mißhandlungen in zwei Irrenasylen unter Beweis. In der Staatsschule und Kolonie zu Lincoln, Ill., hatte die Enthüllung grausamer Auspeitschung von Kindern die Entlassung von vier Wärtern und zwei Wächtern zur Folge.

— **Minneapolis, 6. April. Ein** Aufruhr, an dem sich von 5,000 bis 10,000 Arbeitslose beteiligten, wurde heute hier unter Kontrolle gebracht, als die Polizei sich Tränengasbomben bediente und Feuerwehrleute Ströme von Wasser auf die Ansammlungen ergehen ließen.

Viele Personen wurden verletzt und der Aufruhr, der sich auf ein Gebiet von mehr als acht Stadtgevierten im unteren Teile der Stadt erstreckte, hielt länger als eine Stunde an.

— **Columbus, Ohio, 6. April.** Die Wiedererneuerung des amerikanischen Erziehungssystems als schärfster Schlag gegen das organisierte Verbrechen und dessen Anwachsen wurde heute von Senator Royal S. Copeland von New York in einer Ansprach vor der Bürgerkonferenz über die Erziehungskrise befürwortet.

Erklärend daß jugendiche Verbrecher „millionenmal gefährlicher für unser Land als all die vereinten Bemühugen aller die Ver. Staaten überschwemmenden Verbrecher ist“, befürwortete Copeland ausreichende Gehälter für Lehrer und Berücksichtigung der „individuellen Befähigungen“ der Schüler und verurteilte die Reigung, aus den Schulräumen die Erörterung von Fragen zu verbannen, welche nicht im Einklang mit der vorherrschenden sozialen Praxis sind.

— **Ceuta, Spanisch-Marokko.** — Ein Truppenkontinget von 1200 Mann ist mit dem Kanonenboot „Espana 5“ nach Jfni abgefahren, um das 800 Meilen entfernt an der Westküste Afrikas gelegene Gebiet offiziell zu besetzen. Ein dreimortoriges Flugzeug und drei kleinere Maschinen landete in Jfni. Fünf andere Flugzeuge sind von Madrid abgeflogen. Oberst Fernando Cobaz traf mit einem kleinen Gefolge am vorletzten Samstag in Jfni ein und verhandelte mit den Eingeborenen. Er berichtete daß diese bereit seien, die spanische Herrschaft anzunehmen, und zog dann die spanische Flagge auf. Sein Bericht veranlaßte die Regierung zu dem Entschluß, die offizielle Besitzergreifung vorzunehmen.

— **New York. — Kriegsrüstungen** scheinen in aller Welt in vollem Gange zu sein. Ueberall weisen Munitionswerke und Gewehrfabriken eine außerordentlich lebhafte Tätigkeit auf und ein Ende dieser Geschäftigkeit oder auch nur eine Beschränkung ist vorläufig nicht abzusehen.

— **Tientsin. — Mit dem Heran**nahen der arbeitsreichen Zeit mehren sich die Reibereien zwischen japanischen und chinesische Interessen in den Grenzgebieten, vor allem den Provinzen Jehol und Hopei. Um den Japanern die mehr oder weniger friedliche Annektierung Jehols zu erschweren, hat die chinesische Regierung jetzt verboten, daß chinesische Arbeiter sich an japanischen Bauprojekten anstellen lassen.

— **Die Blauhemden haben ge**schworen, Belgien von allem Parteihader und dem „gegenwärtigen, faulen Regime, das nur seinen eigenen Vorteil im Auge hat“, zu befreien. So gefährlich schien diese neue Bewegung, daß die Regierung parlamentarische Erwägung von Maßnahmen anordnete, welche das Tragen von politischen Uniformen durch irgendeine Gruppe verbieten sollen.

— **Unter lebhaftem Beifall erklär**te Sir John Simon, der britische Außenminister, in Beantwortung einer Anfrage im Parlament zu London, ob die deutschen Aufrüstungsverhandlungen nach Ansicht der Regierung mit dem Versailler Vertrag zu vereinbaren seien, das Kabinett werde die ausweislich des neuen deutschen Reichshaushaltsplans geplanten höheren Aufwendungen für Deutschlands Heer, Flotte und Luftstreitkräfte „einer sehr ernsthaften Prüfung“ unterziehen. Der englische Botschafter in Berlin sei beauftragt, in dieser Sache Erkundigungen bei der deutschen Regierung einzuziehen.

— **Weil Deutschland als Käufer** auf dem internationalen Wollmarkt fehlte, sah sich die „Londoner Colonial Wool Merchants Association“ gezwungen, die übliche Versteigerung, die auf den 24. April angesetzt war, auf den 1. Mai zu verschieben.

Die neuen deutschen Einfuhrbestimmungen gestatten angesichts des akuten Devisenmangels keine Wolleinfuhr. Da Deutschland einer der größten internationalen Wollkäufer war, wird in Lodnon mit schlimmen Rückwirkungen auf die Preisgestaltung gerechnet, Man hofft, bis 1. Mai die Schwierigkeiten bis zu einem gewissen Grade überwinden zu können. —

— **Paris. — Der frühere Prinz** Sigvard von Schweden, welcher alle Geburtsvorrechte über Bord warf, um die hübsche deutsche Filmschauspielerin Erika Patzek zu heiraten, hat anscheinend alle Versöhnungsversuche mit dem schwedische König Gustaf aufgegeben. In der schwedischen Gesandtschaft hieß es, daß der Prinz über Italien nach Berlin zurückkehren wollte.

— **Nizza, Frankreich. — Ein ge**heimnisvolles Attentat wurde auf die großen französischen Munitionslager, die sich in der Umgegend dieser Stadt befinden, unternommen. Zwei Männer schlichen sich an die Lager bei Fort Revere heran, wurden aber von einem Wachposten entdeckt, worauf sie die Flucht ergriffen. Die Männer entkamen. Die Militärbehörden glauben, daß es sich um ein Attentat auf die Munitionslager handelte, die offenbar in die Luft gesprengt werden sollten.

— **Deutschland übermittelte dem** britischen Auswärtigen Amte, wie mitgeteilt wird, durch die englische Botschaft in Berlin seine Antwort auf die Anfrage des Außensekretärs Sir John Simon nach Einzelheiten des deutschen Militärbudgets für das Jahr 1934, das eine Steigerung der Aufendungen für Heer, Flotte und Luftstreitkräfte erkennen läßt.

Obwohl der Inhalt der deutschen Note offiziell noch geheimgehalten wird, glaubt man doch zu wissen, sie weise ein Hineinreden des Auslandes in Fragen des deutschen Militärbudgets zurück, da der Versailler Vertrag dem Reiche nicht vorschreibe, wieviel Geld es für die Landesverteidigung ausgeben dürfe, sodaß die deutsche Regierung hinsichtlich des Ausmasses ihrer militärischen Aufwendungen vollkommen freie Hand habe. Es komme hinzu, daß das Zustandekommen einer Rüstungskonvention in Genf unwahrscheinlich sei, so daß sich für Deutschland die Notwendigkeit ergebe, seine Streitkräfte in einem den Erfordernissen der nationalen Sicherheit unter solchen Umständen entsprechenden Maße zu verstärken.

„Ueber die Verwendung seiner Budgetmittel bestimmt Reich selber!“

Berlin. „Wenn Deutschland nun größere Aufwendungen für Rüstungszwecken macht, so ist das ganz seine eigene Sache. Welcher Grund besteht, daß man sich in Frankreich oder anderswo über unsere militärischen Budgetposten aufregt? England baut 61 Kriegsfahrzeuge, Amerika 54. Und dabei dieses Gerede über das deutsche Militärbudget! Deutschland hat ganz allein darüber zu bestimmen, wie es seine Gelder verwendet!“

So heißt es in einer Betrachtung der — dem Auswärtigen Amte nahestehenden „Diplomatischen Korrespondenz“, die im übrigen versichert, das Reich habe weder die Möglichkeit, sich an einem Wettrüsten zu beteiligen, halte es aber freilich für seine Pflicht, auf seine nationale Sicherheit bedacht zu sein.

— **Deutschland wird letzten Endes** nicht einmal mehr in der Lage sein, seine ausländischen Privatschulden zu bezahlen, wurde von Dr. Robert Valer von der Columbia Universität auf der 34. Jahrestagung der Amerikanischen Akademie für Politische und Soziale Wissenschaften in Philadelphia erklärt. Valeur führte die von ihm befürchtete deutsche Zahlungsunfähigkeit zu einem wesentlichen Teil auf die Hochschutzpolitik der Gläubigerländer zurück.

— **Genf. Ein hoher Beamter des** Völkerbundes versicherte, daß ein neues Abkommen, zum Zwecke der Abrüstungen, in Sicht sei.

Die optimistische Aeußerung beruht, wie es heißt, auf Besprechungen mit Arthur Henderson, Präsident der Abrüstungskonferenz, die in London und Paris stattfanden, sowie auf Eindrücken, welche die Liga von der allgemeinen Situation gewonnen hat.

— **Die polnische Regierung hat** eine Zeitung in Polnisch-Oberschlesien beschlagnahmt, weil diese den Reichskanzler Adolf Hitler verächtlich gemacht hat. Ein ernster Beweis für den Willen der polnischen Regierung, der Deutschenhetze in Polen Einhalt zu tun.

— **Alle deutschen Parteien des** Saargebietes haben ihr Aufgehen in der Deutschen Front an der Saar vollzogen. Sogar ehemalige Sozialdemokraten stehen nun in der neuen Frot des Nationalsozialismus und haben sich von ihren vergangenen „Idealen“ abgekehrt.

Neueste Nachrichten

— **Im Rahmen des gewaltigen** Ringens um Rüstung, Abrüstung und Gleichberechtigung, in dem der Ruf des französischen Volkes nach Sicherheit alle Abrüstungsvorschläge übertönt, ist der folgende Abschnitt über die französische Grenzbefestigung außerordentlich lesenswert.

Die Hauptwerke der französischen Ostbefestigung sind reicher und schwerer beaffnet als die vorhergehenden und liegen dem Gelände entsprechend z. B. alle 9 bis 12 Kilometer. Nach Eulmann liegen schätzungsweise 3 Hauptwerke im Abschnitte der unteren Vogesen, 8 bis 10 im Moselabschnitt.

Zu einem Hauptwerk gehören: Panzertürme, Flankierungsanlagen, Minenstolle für den Pionierkampf, Anlagen für die Luftabwehr, eine Kaserne, unterirdische Verbindungen und Hindernisse.

Die große Bedeutung, welche die Franzosen dem Nachschub beimessen, ist aus den großen Ausgaben zu ersehen, vor denen sie nicht zurückgeschreckt sind. Sie haben bombensichere unterirdische Vollbahnlinien gebaut, welche parallel zur Front die Abschnitte verbinden, durch Berge und unter Flüsse hindurchführen. Auch unterirdische Rangierbahnhöfe und große Hauptmagazine für Munition, Betriebsstoffe und Verpflegung sind gebaut. Von den Hauptlinien zweigen unterirdische kleinere Linien für Feldbahnbetrieb ab. Diese dienen der Zuführung zur Front.

— **Mailand. — Wie jetzt bekannt** wird, kommt demnächst im hiesigen Verlage Bompiani eine italienische Uebersetzung des Hitlerischen Buches „Mein Kampf" heraus. Der Reichskanzler hat dazu nachstehendes Vorwort geschrieben:

„Völker, die für erhabene nationale Ideen kämpfen, sind lebensstark und zukunftsreich. Sie halten ihr Schicksal selbst in Händen. Ihre gemeinschaftsbildenden Kräfte sind dann nicht selten Werte von internationaler Geltung, die für das Zusammenleben der Völker untereinander segensreicher wirken als die „unsterblichen Ideen" des Liberalismus, die die Beziehungen der Nationen verwirren und vernichten.

„Faschismus und Nationalsozialismus, in ihrer weltanschaulichen Grundhaltung innerlich verwandt, sind berufen, einer fruchtbaren internationalen Zusammenarbeit neue Wege zu weisen. Sie in ihrem tiefsten Sinn u. Wesen begreifen, heißt dem Frieden der Welt und damit der Wohlfahrt der Völker dienen.

Berlin, 2. März 1934.

gez. Hitler."

—**Im Mai läuft die verfassungs**mäßige Amtszeit des tschechoslowakischen Staatspräsidenten ab. Schon seit Wochen wurden in Prag Verhandlungen geführt, um die Neuwahl des derzeitigen Staatsoberhauptes, des Universitätsprofessors Dr. Thomas Masaryk, zu sichern.

Masaryks Wiederwahl soll das unerschütterliche Bekenntnis der Tschechoslowakei zur Demokratie zum Ausdruck bringen. Der Staatspräsident wird nicht in freier Wahl aus dem Volke, sondern durch die Abgeordneten und Senatoren beider Kammern erkoren. So wird die Präsidentenfrage jeweils zu einer Koalitionsfrage der herrschenden Regierungsparteien und wird im Verhandlungswege entschieden.

— **Das holländische Blatt „Het Vaderland"** ist in der Lage, interessante Angaben über die Rüstungsindustrie Australiens zu machen, die im Hinblick auf die gespannte Lage im Fernen Osten sehr aktuell erscheinen müssen. Danach wird zur Zeit mit Unterstützung der Regierung in Melborne eine große Fabrik errichtet, die Flugzeugabwehrgeschütze in Serienerzeugung herstellen soll. Schon in wenigen Monaten soll die Produktion aufgenommen werden. Die australische Regierung verfügt neuerdings auch über Fabriken zur Herstellung von Feldgeschützen und Haubitzen. Binnen kurzem sollen weitere Artilleriewerkstätten für alle Arten von Kanonen errichtet werden. Die australischen Munitionsfabriken gehören zu den modernsten der Welt. Sie sind für die Erzeugung auf allergrößter Basis eingerichtet.

— **Wie sich die ersten Stunden** eines Krieges für die Luftwaffe gestalten werden, welche Aufgaben und Möglichkeiten sie bei Verteidigung und Angriff hat, schildert der französische General Armengaud in einem längeren Aufsatz.

Das Flugwesen entwickelt sich ständig weiter. 300 Kilometer Stundengeschwindigkeit, 1,500 Kilometer Reichweite und eine Nutzlast von 1,000 Kilogramm Bomben sind schon erreicht. Man kann bei jedem Wetter fliegen und sich über den Wolken — ähnlich wie ein U-Boot unter dem Wasser — verbergen. Empfindliche Teile erhalten Panzerschutz. Verständigung durch drahtlosen Fernsprecher ist möglich. Die Bordwaffen werden immer wirksamer.

Fortschritte im Waffenwesen kommen in erster Linie gewöhnlich dem Angriff zugute. Für den Luftkrieg gilt dies besonders.

— **Jüngsten Meldungen aus Tokio** zufolge hat das japanische Kolonialministerium beschlossen, zunächst 10,000 Reservisten, ehemalige Angehörige der japanischen Wehrmacht, in der Mandschurei anzusiedeln. Die mandschuristische Regierung erklärte sich inzwischen bereit, die japanischen Reservisten als willkommene Siedler aufzunehmen und sie auf die Dauer von drei Jahren von sämtlichen Steuern und Abgaben zu befreien.

— **Auf Hawai, einem der schönsten** Punkte der Erde, baut jetzt bekanntlich U.S.A. den größten Flottenstützpunkt der Welt. Der Diamantenberg wird zur Zentrale eines riesigen elektrisch zu bedienenden Minenfeldes, während der Berg selbst von einem Labyrinth von Kasematten untertunnelt wird, in dem eine Besatzung von 12,000 Mann Unterkunft finden soll. Das so befestigte Hawai wird im Stillen Ozean die Rolle spielen, die Gibraltar für das Mittelmeer innehat.

— **Die Verlegung der Hauptstadt** der Ukraine von Charkow nach Kiew wird zu einem großen Ausbau von Kiew führen müssen, da die Stadt nicht in der Lage ist, alle Regierungsstellen aus Charkow zu beherbergen. Es wird sich als notwendig erweisen, einige 1000 Wohnungen zu erbauen. Außerdem ist ein großes Programm für verschiedene Kommunalarbeiten ausgearbeitet worden, für das 48 Millionen Rubel vorgesehen sind. Hierher gehören Arbeiten für den Ausbau von Wasserleitungen, Kanalisation, Straßenpflasterung usw. Derzeit befindet sich Kiew in einem sehr schlechten Zustande; viele Häuser sind verfallen, die Stadt verfügt nur über 6 Autobusse.

— **Chicago, 5. April. Frau Mar**garet Bernstein, 29 Jahre alt, hatte stets fürchterliche Angst vor dem Zahnarzt. Gestern wollte sie sich einen Zahn ziehen lassen. Dr. Frank Blair gab ihr ein lokales Betäubungsmittel, wandte sich um, um seine Instrumente zu holen. Als er die Patientin ansah, stellte er fest, daß sie vor Schrecken gestorben war.

— **Der tschechoslowakische Außen**minister Dr. Benesch erklärt in einer Rede vor den Außenausschüssen des Parlaments, daß eine Lösung der mitteleuropäischen Frage nur auf der Grundlage des Genfer Protokolls, also der „allseitig garantierten Unabhängigkeit Oesterreichs" möglich sei. Wobei er nur den Widerstand des entscheidenden Faktors: des deutschen Volkes in Oesterreich außer acht läßt!

— **Laut Radio-Nachricht von Sonntag abends, soll Präsident von Hindenburg schwer krank darniederliegen, und die Kräfte beständig abnehmen.**

— **Berlin.** — **Die Berichte aus** Paris und Madrid, daß ein deutsches, nationalsozialistisches Schiff mit Waffen für die franzosenfeindlichen Araberstämme in Marokko unterwegs sei, veranlaßte einen Gewährsmann der Regierung zu der Bemerkng:

„Diese Nachricht ist so lächerlich, daß sie nicht einmal ein amtliches Dementi verdient. Derartige Meldungen tauchen von Zeit zu Zeit immer wieder in ausländischen Blättern auf, und haben offensichtlich den Zweck, Deutschland in Mißkredit zu bringen."

— **Englischerseits wird Singapore,** an dem der gesamte Verkehr zwischen dem Mittelländischen Meer und Ostasien hindurch gehen muß, zu einer Zwingburg des Ostens ausgestattet werden. Jetzt geht die Nachricht ein, daß im fernen Osten auch ein **„Australisches Gibraltar"** entstehen soll.

Port Darwin soll ausgebaut werden. Die Vorgänge im fernen Osten nehmen die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in Anspruch. Im Zusammenhang hiermit verdienen die in Ausführung begriffenen Verteidigungsanlagen an der australischen Nordküste auch amerikanischerseits erhöhte Bedeutung. Die holländische Zeitung „Telegraaf" beschäftigt sich in einem Leitartikel von besonders unterrichteter Seite mit dieser Entwicklung, die der politischen Situation des Fernen Ostens ihren Stempel aufdrückt. In diesen Ausführungen heißt es:

Aus welchem Grunde hat man gerade Port Darwin zur Anlage dieser umfangreichen Befestigungen gewählt? — Diese Frage beantwortet sich aus der hervorragenden strategischen Lage dieses Teils der australischen Nordküste.

— **Stockholm.** — **Prinz Bertil,** Herzog von Holland, der dritte Sohn des Kronprinzen von Schweden, hat sich mit Christine Brambeck, der Tochter des Autoinspektors, nicht verlobt, wie offiziell bekanntgegeben wurde. Die Verlobungsgerüchte, die schon seit einiger Zeit umherschwirrten, wurden formell dementiert. Es wird aber zugegeben, daß die Verheiratung des Prinzen Sigvard, eines älteren Bruders von Bertil, mit der deutschen Filmschauspielerin Erika Patzek, zu der Ablehnung der Heirat von Seiten des Großvaters und des Vaters geführt hat. Bertil ist im Jahre 1912 geboren.

— **Syracuse, N. Y.** — **Flammen** schlugen aus den Fenstern der katholischen Assumption Kirche, als Scharen von Kirchengängern zum Ostergottesdienst strömten. In wenigen Stunden, während deren die Feuerwehr vergeblich gegen den Brand kämpfte, wurden die Kirche, das anliegende Mönchs- und Nonnen-Kloster, das Pfarramt und andere dazugehörige Gebäude ein Opfer der Flammen. Der verursachte Schaden wird auf wenigstens $750,000 geschätzt. —

— **Lord Rothermere setzt sich in** einem Artikel in der „Daily Mail" für die Rückgabe afrikanischer Kolonien an Deutschland ein.

— **Wenn die Chicagoer Weltausstellung** am 26. Mai zum zweiten Male ihre Pforten für Millionen von Besuchern öffnet, wird die Riesenschau gründlich überholt und mit vielen neuen Attraktionen ausgestattet worden sein. Die Bauten und Einrichtungen werden bis dahin $44,-900,000 gekostet haben.

— **Northfield, Minn..** — **Unter** dem Vorsitz von Marvin Goldstein aus Duluth, Minn., fand ein Protestversammlung statt, an der sich 400 Studenten beteiligten. Die Studenten verpflichteten sich, die Regierung niemals in einem Angriffskrieg zu unterstützen. Ferner verlangten sie daß die Bundesregierung sofort Schritte unternehme, um internationalen Frieden herbeizuführen.

— **München.** — **Die bayrische politische** Polizei gibt bekannt: Anläßlich des Jahrestages der nationalen Revolution wurden umfangreiche Entlassungen aus der Schutzhaft vorgenommen. In erster Linie wurden solche Personen entlassen, von denen angenommen wird, daß sie sich nicht mehr in einem dem Staate abtraglichen Sinne betätigen. Es wurden über 600 Schutzhäftlinge frei.

— **Die österreichischen Wehrverbände** (die Heimwehren, die östmärkischen Sturmscharen, der Freiheitsbund der christlich-deutschen Turnerschaft, nicht aber die Bauernwehren des Landbundes) werden zu einer „Wehrfront" unter Starhemberg zusammengefaßt und in die Vaterländische Front eingegliedert, die Bundeskanzler Dollfuß untersteht.

— **Japan erhält** — **so berichten** englische Zeitungen — von der türkischen Regierung den Auftrag, die türkische Flotte (zwei 10,000-Tonnen-Kreuzer, vier Zerstörer, vier U-Boote, zwei Passagierschiffe) aufzubauen. Zu seiner Durchführung gewährt Japan der Türkei eine Anleihe in Höhe von 400 Mill. Goldmark. Als Gegenleistung soll die Türkei einer japanischen Gesellschaft ein größeres Gebiet in Anatolien zum Anbau von Bamwolle u. Früchten überlassen.

— **Der französische Außenminister** Barthou verhandelt in Brüssel mit d. belgischen Außenminister Hymans über den befürchteten Austritt Belgiens aus der Front der Abrüstungsschuldner.

— **Die Welt wird Selbstmord begehen,** wenn die Nationen ihre jetzige Politik nicht ändern. — Das ist die Ansicht von Dr. Nicholas Murray Butler, Präsident der Columbia Universität, die er in seiner Eigenschaft als einer der Direktoren der Carnegie-Friedensstiftung der Oeffentlichkeit preisgibt.

Eine erstaunliche Wirkung.

Herr Tom Anderson aus Gasparilla, Fla., schreibt: „Viele Jahre lang litt ich an Hartleibigkeit und gebrauchte allerlei Pillen und Medizinen, die mir jedoch nur vorübergehende Erleichterung verschafften. Die Wirkung einer Probeflasche Forni's Alpenkräuter war so erstaunlich, daß ich dessen Gebrauch fortsetzte. Mein Stuhlgang ist jetzt natürlich und regelmäßig." Diese berühmte Kräutermedizin ist wegen ihrer milden, aber sicheren Wirkung auf den Ausscheidungsprozeß bekannt; sie hilft zum Aufbau einer guten Gesundheit. Falls sie in der Nachbarschaft nicht zu haben ist, schreibe man an Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 2501 Washington Blvd., Chicago, Ill.

Zollfrei geliefert in Kanada.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

— Der Stavisky-Skandal in Frankreich breitet sich von Woche zu Woche mehr aus. Auch der jüdische Großschieber Barmat, der die deutsche Sozialdemokratie korrumpiert hat, ist in die Angelegenheit verwickelt. Es ist bemerkenswert, daß die französische Regierung die Namen der Großwürdenträger, die von Stavisky große Bestechungsbeträge erhalten haben, nicht veröffentlicht.

— **Der holländische Minister für** soziale Angelegenheiten hat gegenüber der Presse auf das starke Ansteigen der Arbeitslosigkeit in Holland hingewiesen. Ein Drittel der Arbeiterbevölkerung ist als arbeitslos zu betrachten.

— **Die holländische Zeitung „Het** Vaderland" ist in der Lage, über interessante Versuche des französischen Generalstabs mit einem neuen Tankmodell zu berichten. Es handelt sich um eine Kampfwagen allerschwerster Ausführung, der mit drei Geschützen im Kaliber von 7,5 Zentimeter bis 15,5 Zentimeter ausgerüstet ist. Dazu kommen 12 schwere Maschinengewehre in ständiger Feuerbereitschaft und sechs Reserve-Maschinengewehre.

Besonders beachtenswert, daß als Antriebeaparat eine Turbine u. Oelheizung aufweist. Die Fortbewegung dieses Tanks erfolgt infolgedessen völlig geräuschlos. Die Durchschnittsgeschwindigkeit beträgt auch in schwierigem Gelände über 70 Kilometer in der Stunde.

Der diplomatische Korrespondent der Londoner „Daily Mail" berichtet, da die neue französische Regierung, die Luftfahrtkommission der Kammer und die des Senats beschlossen hätten, **die gesamte französische Luftflotte auf vollkommen moderner Grundlage umzugestalten.** Ein Kostenaufand von 50 Millionen Pfund Sterling werde dazu notwendig sein. Diese Reorganisation sollte innerhalb dreier Jahre durchgeführt werde. Im ersten Jahr würden 12 Millionen Pfund Sterling ausgegeben werden. **Man wolle sich bemühen, die schnellsten Flugzeuge herzustellen und neue Fluggeschwader zu bilden. Zur Zeit besitze Frankreich ungefähr 3000 Flugzeuge. Diese Zahl solle aber vergrößert werden.** An den Gehaltszulagen für Flieger solle auf Wunsch des neuen Luftfahrtsministers künftig nicht gespart werden, um junge Leute anzuregen, sich der Fliegerei zuzuwenden.

— **Die faschistische Partei Italiens** hat Ende Februar 1934 die Zahl von 1,900,000 Mitgliedern überschritten. Gegenüber Februar 1933 bedeute diese Zahl eine Zunahme von über einer halben Million.

— **D.A.Z. — Die von rumänischen** Unterrichtsministerium eingesetzte Kommission, die den Auftrag hat zu prüfen, wie weit die Durchführng des Deutsch-Unterrichts in den Mittelschulen zu empfehlen ist, hat sich in dem jetzt vorliegenden Bericht entschieden für die Notwendigkeit der Erlernung der deutschen Sprache eingesetzt.

— **Mit der neuen Verfassung** Oesterreichs, mit der bekanntlich auch die Titel und der Adel Alt-Oesterreichs wieder eingeführt werden sollen, kommt auch das alte österreichische Wappentier, der Doppeladler, wieder zu Ehren. Statt des einköpfigen Adlers mit Sichel und Hammer in den Klauen, der das Sinnbild der Republik Oesterreich war, soll das neue Staatswappen wieder den Doppeladler der Monarchie zeigen.

— **Wie die Sowjetzeitung „Sa Industrialisazija"** berichtet, sind bei dem Bau der riesigen Waggonfabrik im Ural (Rußland) die Lebensbedingungen und die Ernährungslage der Arbeiter so schlecht, daß von je 10 Arbeitern 3 bis 4 den Bau verlassen haben. Die Wohnbaracken haben weder Licht- noch Wasserleitung, keine Matratzen, keine Tische und keine Lüftung. Schon im vergangenen Winter sank die Temperatur in den Wohnräumen bis auf 10 Grad unter dem Nullpunkt; tausende Arbeiter haben daraufhin die Arbeitsstätten fluchtartig verlassen. Die Fabrik leidet an Rohmaterial nicht über die notwendigsten Materialen. Daran sind allerdings in erster Linie die schlechten Zustände auf den Eisenbahnen schuld, da sich in einzelnen Stationen vielfach ungeheure Mengen von Rohmaterial aufhäufen, die nicht abgesendet werden.

— **Paris, 6. April. Infolge der** Massenentlassungen und Gehaltsabzüge, die Präsident Doumergue durch gesetzkräftiges Dekret verfügt hat, drohen Tausende von Regierungsangestellten mit offener Revolte und mit dem Anschluß an die Kommunisten bei der Maitag-Demonstration. Die Regierung hat darauf einen Appell an die Unzufriedenen gerichtet, im Interesse der Ordnung und des inneren Friedens sich ruhig zu verhalten und von Gewalttätigkeiten abzusehen.

e
n
-
e
n
ie
n-
n
n-
ie

er
ab-
rch
at,
an-
mit
ten
Die
pell
im
nne-
lten
hen.

---

peg
7

eit an

Str.,
eimer,

finden
Ihnen

50.00
50.00
7500
50.00
65.00
35.00
80.00
25.00
75.00
45.00
00.00
25.00
80.00
50.00
00.00
25.00
75.00
25.00
95.00
50.00
75.00